

Wilhelmine



Studium • Beruf • Wissenschaft • Sport

mit Handicap

Inhaltsverzeichnis

Titelthema

- 2 - 6 Wir können auch anders. Studieren und Arbeiten mit Handicap
7 - 9 Die Theologin Martina Ahmann über den Bioethiker Peter Singer
10-11 Eine Sportkarriere: Der Rollstuhlbasketballer Manuel Onken

Projekte der Gleichstellungsbeauftragten der Universität und der Fachbereiche

- 12-13 Frauenfördermittel 2002
Frauenförderpreis 2001
14-16 genus – Münsteraner Arbeitskreis für gender studies
17 Die Spezialbibliothek "Frauen in den Religionen"
18-19 Neue Doppelspitze im AStA-Frauenreferat

Gender Studies

- 20-21 Vernetzungsinitiativen an der WWU
22-25 Frauengeschichten – Männergeschichten:
Das Beispiel Geschichtswissenschaft

Berichte aus der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster

- 26-27 MTA-Ausbildungen an der Universität Münster
28-29 Hochschulsekretärinnen und die Entgelddiskriminierung im BAT

Porträts

- 30-31 Claudia Meyer – Institutssekretärin am Institut für Mineralogie
32-33 Karin Böllert – Professorin der Erziehungswissenschaften
34-35 Hilde Hoff – Magistra-Abschluss mit 80 Jahren

Rubriken

- 36-38 Rezensionen
39 Webseiten
40-41 Kurz berichtet
42-43 Kolumne
44 Impressum

Mitarbeiterinnen dieser Ausgabe



Cilja Harders



Ilka Willand



Astrid Haas



Juliane Grünthal



Elisabeth Tuider



Karin Jacek



Sandra Kaupmann



Kirstin Krummheuer



Annette Gallner

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

haben Sie es erkannt? Unser Titelbild zeigt die Rollstuhl-Rampe, die am Nordflügel des Schlosses für viele Besucher unsichtbar im Schatten des Gebäudes liegt. Ein Foto mit Symbolwert, denn für die meisten Fußgänger, Sehenden und Hörenden bleiben die besonderen Handicaps, die Studium und Berufsleben für Menschen mit Behinderungen und chronischen Krankheiten bereithalten, relativ unbekannt. In den drei Artikeln unseres Titelthemas berichten wir über die vielfältigen Erfahrungen mit Handicaps an der Universität Münster, geben ein Beispiel für die neuen *Disability Studies*, die statt Gleichheit die Anerkennung von Verschiedenheit fordern, und porträtierten einen Spitzensportler. Einmal sensibel geworden, werden die bislang unbeachteten Stolpersteine sichtbar. Zum Beispiel die tägliche Fahrrad-Blockade vor dem Behindertenaufzug der Universitätsbibliothek...

An dieser Ausgabe haben viele Personen mitgewirkt (vgl. Fotogalerie), für deren Arbeit mit Kamera, Zeichenstift und Tastatur wir uns herzlich bedanken möchten. Auch für künftige Ausgaben gilt: Fachkundige Beiträge von freien Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aller Sparten – ob Bericht, Reportage, Porträt, Fotografie oder Illustration – sind willkommen.

Die Wilhelmine-Redaktion



• Mit Handicap • • • •

Wir können auch anders

Studieren und Arbeiten mit Handicap

Der Blick streift schnell noch einmal über die Bücherregale, um Material für die Hausarbeit zu finden. Der Aufzug ist zwar defekt, aber die Treppe führt auch in das Büro. Die meisten Dinge sind so alltäglich, dass man über Alternativen nicht nachdenkt. Menschen mit Behinderungen oder chronischen Krankheiten sind Experten darin zu zeigen, dass studieren und arbeiten auch anders geht. "Der Alltag eines behinderten Menschen ist spektakulär", sagt der Schriftsteller Peter Radtke, der mit der Glasknochenkrankheit geboren wurde. "Sie müssen nie Angst haben, durchschnittlich zu sein oder unscheinbar." Behinderte und chronisch Kranke haben klargemacht, dass sie kein Mitleid verlangen, sondern Respekt verdienen. Heutzutage ist nicht mehr die Rede von "Gottes vergessenen" oder "Sorgenkindern". Auf einen besonderen Status legen die meisten ohnehin keinen Wert, aber es ist offensichtlich, dass in bestimmten Bereichen Nachteile bestehen und Ausgleich geschaffen werden muss. Das gilt auch für die Universität Münster als Studienort und Arbeitgeber.

Karriere ohne Barriere?

Dass Behinderte und chronisch Kranke ein Studium aufnehmen, ist noch immer keine Selbstverständlichkeit. An der Universität Münster haben bei einer repräsentativen Befragung der Studierenden, die im Auftrag des Rektorats im Wintersemester 2000/2001 durchgeführt wurde, sechs Prozent der Befragten angegeben, sich selbst zu dieser Gruppe zu zählen.

Für die Studentin Christine Beirer steht die Frage der Barrierefreiheit im Mittelpunkt, denn während die meisten Kommilitonen auf dem Weg zu den Seminaren laufen, Fahrrad fahren und Treppen steigen, erreicht sie ihre Studienorte mit dem Rollstuhl. Um eine für sie geeignete Universität zu finden, ist die 22-jährige von ihrem Heimatort am Bodensee nach Münster gezogen, "weil ich hier die Möglichkeit habe, selbstständig zu sein." Die 22-jährige hatte Glück, die Gebäude ihrer Studienfächer Kommunikationswissenschaft, Anglistik und Germanistik sind in Münster im Großen und Ganzen für sie zugänglich. "Die Barrierefreiheit ist allerdings noch nicht für alle Veranstaltungsorte gegeben", berichtet Professor Udo Schmälzle, der seit über zehn Jahren der Beauftragte des Rektorats für die behinderten Studierenden ist. Für ihn liegt das Problem nicht bei den Betroffenen, sondern bei der Bausubstanz der Universität: "Das größte Handicap der WWU ist der alte Gebäudebestand – zu viele Treppen, zu enge Aufzüge. Immerhin können wir aufgrund von Umbauten mittlerweile deutliche Fortschritte verzeichnen."

Ups and Downs

Kurt Stiegler ist der Vertreter der chronisch Kranke und Behinderten im AStA und kennt dieses Problem aus dem Effeff. Er ist seit über zwei Jahren im Amt. "Ein großer Teil meiner Arbeit besteht darin, bei der Planung von Um- und Neubauten immer präsent zu sein und die Barrierefreiheit anzumahnen. Manchmal komme ich mir bei diesem ständigen Insistieren vor, als wäre ich eigentlich der

Referent für Rauf und Runter." Christine Beirer hat im Verlauf ihres Studiums schon einige Hürden genommen. Zu Studienbeginn musste sie überall die Rollstuhlgänge aufspüren. "Zum Teil ist die Beschilderung ziemlich schlecht. Hier würde eine spezielle Karte zur Orientierung sehr helfen." Die Universitätsleitung plant bereits, im Internet ein Programm zur Verwaltung von Veranstaltungen einzurichten, in dem auch die Zugänglichkeit der Räume abgefragt werden kann. Ihre Dozentinnen und Dozenten hat Christine Beirer in dieser Hinsicht als sehr hilfsbereit erlebt. "Als sie erfuhren, dass ich auf dem Weg zu einer Pflichtveranstaltung drei Treppenstufen überwinden muss, war innerhalb einer Woche eine Rampe da."

Studieren mit vier Sinnen

Ist der Studienort erst erreicht, kann die Arbeit beginnen. Die Seminarpläne werden gelesen, bei den Referaten huschen die informativen Zeilen der Computerpräsentationen über die Wände. Anna Jany kann das allerdings nicht sehen. Sie erblindete am zwölften Tag nach der Geburt und ist gewöhnt, sich in einer Welt durchzusetzen, die mit fünf Sinnen kalkuliert. Die 24-jährige studiert ihr Fach Psychologie mit technischen Hilfsmitteln und durch konzentriertes Zuhören. Die Studienmotivation ist hoch. "Ich habe ein Praktikum als Telefonistin gemacht, in einem der gern empfohlenen Berufe für Blinde – das ist nichts für mich." Wenn Anna Jany ein Referat vorbereitet, sind allerhand Arbeitsschritte nötig: Zunächst müssen Kopien der Texte organisiert werden. Anschließend scannt sie die

Seiten einzeln in ihren Computer ein. Um die Inhalte verwerten zu können, stehen zwei Funktionen zur Auswahl. Ihr Laptop kann die Texte mit nasaler Computerstimme vorlesen oder in Brailleschrift übersetzen. Dann liest sie per Hand auf einer speziellen Zeile aus Plastiknädelchen. Diesen etwas anderen Studienalltag schildert Anna Jany ganz sachlich, ohne die zusätzlichen Anstrengungen hervorzuheben. Auch über das Thema Blindheit verliert die junge Psychologiestudentin nicht viele Worte, sie kennt das seit 24 Jahren. Entspannt erzählt sie von der guten Zusammenarbeit mit den sehenden Kommilitonen und ihren Freunden, die die Lektüren für sie mitkopieren. Relevant wird das Thema Handicap für Anna Jany erst, wenn ihre Studienziele gefährdet sind.

Suche nach Studienhilfen

“Zum Fach Psychologie gehört auch ein umfassendes Wissen über Statistik und bei diesen Lehrveranstaltungen muss ich nun wirklich passen. Da wimmelt es von Formeln und Graphiken, die natürlich in der Veranstaltung nicht vorgelesen werden und die auch nicht in einem Skript erscheinen, sondern nur auf der Tafel.” An dieser Stelle ist ohne eine Lesehilfe nichts mehr zu machen. Nur eine Minderheit der Fakultäten an der Universität hat auf diesem Gebiet schon Routine, so dass Anna Janys Antrag auf eine Studienhilfe am Fachbereich für Psychologie einmal bewilligt wurde, dann wieder nicht. Eine ungeklärte Frage der Zuständigkeit? Für die sogenannte Eingliederungshilfe, die personale Betreuung und technische Hilfen umfasst, ist gesetzlich der überörtliche Sozialträger in der Pflicht. In Münster ist das der Landschaftsverband Westfalen-Lippe. “Vielleicht hätte ich lieber Jura studieren sollen”, meint Anna Jany mit etwas bitterer Ironie. “Dort gibt es schon eine kleine Tradition für blinde Studierende.” Tatsächlich stehen an der

Rechtswissenschaftlichen Fakultät eine feste Anzahl Tutorenstunden für die Studienhilfe bereit. Und im Raum 3060 des Juridikums ist der erste Computerplatz für alle Blinden und Sehbehinderten eingerichtet worden, die an der Universität Münster studieren; mit hochmoderner Hardware und der neuesten Software.

Nachteilsausgleiche

Dr. Hermann Kamp vom ZIV betont, wie wichtig technische Erneuerungen gerade für blinde Studierende sind. Zur Zeit wird auch der drahtlose Zugang zum Netz ausgebaut, so dass man sich künftig an vielen Stellen in der Universität mit dem eigenen Laptop per Funk einloggen und mobil ins Internet kann. Für Anna Jany wäre das eine Erleichterung, denn mit den üblichen Universitätsrechnern kann sie natürlich nicht arbeiten. “Für einen SPSS-Kurs hat mir ein Dozent den Zugang zum Netzwerk der Universität für meinen eigenen Computer bereits einmal ermöglicht, so dass ich die gleichen Aufgaben wie die Sehenden lösen konnte.” Auf Nachfrage muss sie allerdings berichten, dass die Lehrenden bislang aus eigener Initiative selten ihre Unterstützung angeboten haben. Auch die Form der Seminare hat sich durch ihre Anwesenheit noch nie verändert, obwohl der weiße Stock als ständiger Begleiter ein klares Signal setzt. Bei jedem Referat werden ihr aufs Neue Computerpräsentationen und Folien geboten. Umgekehrt hat sie ihre Thesenpapiere und Hausarbeiten allerdings noch nie in Brailleschrift vorgelegt. Über bestehende Nachteilsausgleiche und die richtigen Ansprechpartner informiert jetzt auch eine im Sommer 2002 fertiggestellte Broschüre des Rektorats “Studium und Behinderung an der WWU”. Bei der Zentralen Studienberatung gibt es mit Helmut Lang einen Spezialisten für diese Fragen. In den Prüfungsordnungen der meisten Fächer sind Kompensationen vorgesehen, z. B.



Christine Beirer fühlt sich in ihrer Universitätsstadt wohl.



Anna Jany liest mit den Händen.

zusätzliche Zeit für das Schreiben einer Klausur oder das Ersetzen einer schriftlichen durch eine mündliche Prüfung. Einige Studienfächer wie die Medizin oder die Pharmazie erlauben bis heute allerdings keinerlei Abweichung von den allgemeinen Bedingungen. Ein Manko ist an der Universität Münster noch, dass die technischen Voraussetzungen für gehörlose Studierende nur in wenigen Hörsälen eingerichtet sind.

Zur Kasse gebeten

Was das Thema Finanzen angeht, musste der AStA-Referent Kurt Stiegler in der laufenden Amtszeit einen regelrechten Skandal erleben. Bei den Planungen zur Einführung von Gebühren für sogenannte Langzeitstudenten hatte das NRW-Wissenschaftsministerium die Behinderten und chronisch Kranken zunächst schlicht vergessen. Es waren keinerlei Ausnahmeregelungen vorgesehen. Christine Beirer ist über diese Information entsetzt. „Das wäre dann wirklich eine extreme Diskriminierung und zeugt von unglaublicher Ignoranz.“ Die 22-jährige, die mit ihrer optimistischen Lebenseinstellung beeindruckt, wird bei diesem Thema richtig wütend. „Ich spreche hier auch für andere. Ich kenne einige Studierende mit Handicap, die schon jetzt über die Regelstudienzeit sind. Die könnten ihr Studium niemals abschließen.“ Der Münsteraner AStA setzt sich seit Wochen bei den Fraktionen im Landtag für Änderungen ein. Mittlerweile will man – recht schwammig formulierte – Ausnahmeregeln aufnehmen. Zugleich hat das NRW-Wissenschaftsministerium Kurt Stiegler aber mitgeteilt, dass die Kosten für diese Sonderrechte einen bestimmten Betrag nicht überschreiten sollten.

Rückhalt erwünscht

Der AStA-Referent macht die Erfahrung, dass viele Gleichstellungsge setze sich zwar gut anhören, die Umsetzung aber mit Nachdruck eingefordert werden muss. Für ihn hat sich schon so manches Gesetz als

„reine Nebelbombe“ erwiesen. Er nennt das „symbolische Politik“. Eine größere Partizipation der Studierenden mit und ohne Handicap würde seinen Forderungen daher mehr Nachdruck verleihen. Bislang erscheinen zu den Vollversammlungen der behinderten Studierenden nur etwa zwanzig Personen. „Noch scheinen viele Studierende als Einzelkämpfer durch ihre Studienzeit zu gehen. Die verschiedenen Behinderungen oder Krankheiten sind aber auch wenig miteinander vergleichbar. Diese Unterschiede erschweren natürlich die Gruppenbildung.“ Auch andere Handicapped-Netzwerke werben um Mitarbeit der Studierenden. Birgit Edler vom Netzwerk „Frauen und Mädchen mit Behinderungen NRW“ (info@netzwerk-nrw.de) und Doris Rüter (RueterD@stadt.muenster.de), Koordinatorin für Behindertenfragen der Stadt Münster, freuen sich über Kontakte zu Studierenden der WWU.

Kein Studium-Light

Laut der genannten Befragung aus dem WS 2000/2001 machen sich vierzig Prozent der behinderten oder chronisch kranken Studierenden Sorgen über ihren weiteren Studienverlauf, wie Udo Schmälzle auch aus den Beratungsgesprächen weiß. Der Theologieprofessor ist ein Mentor, wie man ihn sich wünscht: Ein kompetenter Zuhörer mit großem Respekt für die Leistungen der behinderten Studierenden. „Mit einem Handicap werden die Studienanforderungen unter wesentlich härteren und kostspieligeren Konditionen erfüllt. Die Universität muss zeigen, dass sie der Vielfalt der Studierenden gerecht werden kann. Keinesfalls darf es sein, dass sich Studierende den Bedingungen anpassen müssen.“ Einiges hat sich seit 1990, als der Theologieprofessor mit der Interessenvertretung begann, schon zum Vorteil verändert. „Damals stand ich ganz allein, heute haben wir eine eingeschworene Arbeitsgruppe vieler Experten, an der auch der Prorektor Hans-Ulrich Thamer regelmäßig teilnimmt.“

Bei gleicher Eignung bevorzugt

Für Menschen, die einen Arbeitsplatz suchen, ist eine Bewerbung mit Schwerbehindertenausweis eine erste große Hürde. Der bekannte Ausschreibungssatz „Bei gleicher Eignung werden Schwerbehinderte bevorzugt eingestellt“ klingt zwar ermutigend, lässt aber viel Raum für Interpretationen. Karl-Heinz Gesenhoff hat als langjähriger Vertreter der schwerbehinderten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der WWU bei Einstellungsverfahren schon so manche Bedenken ausräumen müssen. Im November 2002 geht er in seine dritte Amtszeit und ist möglichst immer dabei, wenn sich auf eine Ausschreibung behinderte Bewerber gemeldet haben. So zum Beispiel auch vor sieben Jahren, als sich Michael Sträter für die Stelle eines Lagerarbeiters am Physikalischen Institut bewarb.

„Wir suchten einen Mitarbeiter, der nicht nur das Materiallager vom Büro aus verwaltet, sondern sich auch mit den Maschinen und Werkzeugen auskennt“, erinnert sich Werner David, der Vorgesetzte von Michael Sträter. „Idealerweise wollten wir jemanden haben, dessen Hauptaufgabe das Zuschneiden von Metallen sein sollte.“ Die Bewerbung von Michael Sträter betrachtete man in der Werkstatt mit einigen Zweifeln, denn als Folge eines zwanzig Jahre zurückliegenden Unfalls mit dem Moped, bei dem ein Autofahrer die Vorfahrt missachtete, ist der 37-jährige auf einem Auge blind, auf einem Ohr gehörlos und die Knie sind nur begrenzt belastbar. „Wir haben im Bewerbungsgespräch tausend Fragen gestellt“, erinnert sich Werner David. Kann jemand, der auf einem Auge blind ist, überhaupt dreidimensional sehen? An Maschinen wie z. B. Kreissägen ist das zwingend notwendig. Werner David ist ein offener Mensch und sagt ganz ehrlich: „Wenn Karl-Heinz Gesenhoff sich nicht so eingesetzt hätte, wäre Michael Sträter heute nicht hier. Und jetzt kann ich sagen, ohne dass das kitschig klingen soll, er gehört zu meinen besten Männern.“



Michael Sträter justiert exakt: Zuschneidearbeiten in der Feinmechanischen Werkstatt.



Christoph Stegemann arbeitet im Münsteraner Schloss.

Schlechte Ratgeber

17 Jahre alt war Michael Sträter, als der Verkehrsunfall geschah, der ihn mit einer 70-prozentigen Schwerbehinderung in die Berufswelt entließ. Statt des Abschlusses der begonnenen Schlosserlehre empfahlen Arbeitsamt und das Rekener Berufsbildungswerk für Behinderte eine verkürzte Ausbildung zum Metallarbeiter. "Allerdings hat mich niemand darüber informiert, dass dies kein Lehrberuf ist, und zudem eine Ausbildung, die man speziell für behinderte Jugendliche entwickelt hatte. Nach zwei Jahren stand ich ohne Gesellenbrief da." Die ungute Beratung in der Ausbildungszeit wirkt bis heute nach. "Die Arbeit, die Michael Sträter hier macht, geht über das Einstellungsprofil weit hinaus", bestätigt sein Chef Werner David, "aber das wird nicht bezahlt, weil die formale Qualifikation fehlt. Wir haben schon alles mögliche versucht, weil wir mit seiner Leistung so sehr zufrieden sind." Die siebzig Prozent Behinderung sind für die Kollegen in der Werkstatt kein Thema, seitdem sich alle daran gewöhnt haben, den 37-jährigen von der richtigen Seite anzusprechen, "auf dem Ohr, das hört." Über seine Arbeit an der Universität sagt Michael Sträter: "Das ist das Beste, was mir passieren konnte. Eine Umschulung auf einen Bürojob hätte mir nicht gefallen. Ich möchte mich körperlich betätigen und gefordert werden."

Kein Mann aus Glas

Christoph Stegemann sitzt währenddessen an seinem Schreibtisch im dritten Stock des Schlosses und ist außerordentlich zufrieden, in seiner Arbeitszeit vorrangig mit Zahlen, Daten und Software umzugehen. Gemeinsam mit seinem Kollegen Martin Starp betreut er das Netzwerk im Dezernat für Personalangelegenheiten. Der 32-jährige hat die sogenannte Glasknochenkrankheit, deren auffälligstes Merkmal eine vermehrte Neigung zu Knochenbrüchen ist. "Als Kind habe ich mir mehrfach die

Arme gebrochen, in der Pubertät waren vor allem die Beine betroffen." Das bedeutete eine harte Schul- und Ausbildungszeit, obwohl man das zwischen den Zeilen lesen muss, denn er selbst nimmt die Worte "Schmerz" oder "Leiden" nicht in den Mund. Solange die Knochen hielten, gehörte er immer zu den Leistungsstärksten. Die häufigen Krankenhausaufenthalte zwangen zu zwei Ehrenrunden in der Schule, die Zeit an der höheren Handelsschule verbrachte er zum Teil im Rollstuhl. "Heutzutage fühle ich mich fit und kann körperlich fast alles machen. Nur ein Sturz oder eine große Überlastung könnten noch gefährlich sein. Deswegen würde ich auch nicht unbedingt einen 19-Zoll-Bildschirm schleppen. Aber wozu gibt es schließlich Aufzüge und Transportwagen."

Christoph Stegemann wollte sich nie in eine "Extra-Ecke" stellen lassen und kann sich nicht erinnern, je in seinem Leben massiv benachteiligt worden zu sein. "Klar, die Zeit im Rollstuhl hat schon gezeigt, dass viele Dinge nicht sehr funktional sind. Dass man eine spezielle Klingel benutzen muss, um in ein Gebäude zu kommen, war enorm unpraktisch." Das Vorstellungsgespräch an der Universität Münster verlief hingegen reibungslos. Den Schwerbehindertenvertreter Karl-Heinz Gesenhoff kennt er daher nur als einen Arbeitskollegen, der im gleichen Dezernat sitzt. "Einen Erfahrungsaustausch über das Thema Behinderung brauche ich eigentlich nicht, dafür verläuft mein Leben zu alltäglich: interessante Arbeit, Wohnung in Fußnähe, nette Kollegen. Außer, dass ich bestimmt mal komisch angeschaut werde, weil ich mich im Aussehen unterscheide, kann ich nichts Nachteiliges berichten." Der gebürtige Grevener strahlt vor allem eines aus: Zufriedenheit mit seinem Beruf und dem Leben an und für sich.

Und das Leben geht weiter

Dr. Fred Oppermann-Sanio vom Institut für Mikrobiologie gehört zu den wenigen Wissenschaftlern, die sich mit einer chronischen Krankheit an der Universität etablieren konnten. Der Mikrobiologe hat in Göttingen studiert und promoviert und ging im Jahr 1994 zusammen mit seinem Professor Alexander Steinbüchel an die Universität Münster, um auf einer C1-Stelle zu habilitieren. "Das erste Jahr in Münster bedeutete natürlich viel Stress: eine neue Arbeitsgruppe, neue Forschungen, neue Leute anlernen." Im Jahr 1995 brach völlig überraschend Colitis Ulcerosa aus, eine chronische Entzündung des Dickdarms. "Die körperliche Schwächung war wirklich erschreckend. Wenn mein Chef in diesen Monaten nicht zu mir gehalten hätte, hätte es düster ausgesehen." Die medizinische Therapie war erfolgreich und seit zwei Jahren hat Fred Oppermann-Sanio keine Krankheitsausfälle mehr. Im April 2002 konnte der 40-jährige Wissenschaftler auf die Stelle eines Akademischen Rats wechseln, denn Alexander Stein-



Dr. Fred Oppermann-Sanio bereitet Forschungserkenntnisse für die Lehre auf.

büchel brauchte einen guten Experten für die Lehre. Seitdem setzt Fred Oppermann-Sanio die Forschungsschwerpunkte der Arbeitsgruppe in Seminare und Kurse um, leitet die Veranstaltungsorganisation und ist Projektleiter im Bereich Gentechnik. "In der freien Wirtschaft wäre die Krankheit vermutlich das Aus gewesen", blickt der Mikrobiologe zurück. Im öffentlichen Dienst bedeutete die amtlich besiegelte Schwerbehinderung zumindest in einer Hinsicht einen Vorteil: Fred Oppermann-Sanio konnte trotz Überschreitung der Altersgrenze verbeamtet werden. "Seitdem ich offen mit der Krankheit umgehe, ist sie für mich kein Handicap mehr."

Chancen nur für Genies?

Wissenschaftler, die behindert oder chronisch krank sind, gehören immer noch zu den Ausnahmen. Karl-Heinz Gesenhoff kennt an der Universität Münster nur fünf Personen. Fred Oppermann-Sanio glaubt, dass die gegenwärtige Situation für Wissenschaftler mit Handicap sehr schlecht ist. "Wahrscheinlich traut man ihnen die verlangte hundertfünfzigprozentige Leistung nicht zu. Einen behindertengerechten Laborplatz habe ich noch nie gesehen." Aber muss man erst ein nobelpreisverdächtiges Genie wie der britische Physiker Stephan Hawking sein, um auch mit einem Handicap an der Universität arbeiten zu können? Ein medizinisches Forschungsinstitut in Hessen hatte die Idee, für konkrete Forschungsprojekte Tandem-Paare aus behinderten und nichtbehinderten Wissenschaftlern zu bilden. Nicht in erster Linie um die Einschränkungen zu kompensieren, sondern vor allem, um hochqualifiziertes Personal nicht zu verlieren.

Zwischen Gleichstellung und Zukunftstechnologien

Die Verabschiedung des Bundes-gleichstellungsgesetzes im Mai 2002 stimmt die Behinderten-Vertreter an der Universität Münster verhalten optimistisch, was die Fortführung ihrer Arbeit betrifft. Die allgemeinen Debatten um neue Technologien, um Genmanipulation und pränatale Diagnostik verfolgen sie indessen mit Sorge. Kurt Stiegler, der selbst Spastiker ist, meint: "Vieles in diesem Zusammenhang klingt für mich, als ziele man auf eine biologische Lösung der Behindertenfrage: Es soll sie irgendwann einfach nicht mehr geben."

Zukunftsvisionen, in denen perfekte Retorten-Menschen über unvollkommene natürlich Gezeugte herrschen, dokumentieren die Brisanz dieser Fragen. Der Kinofilm "Gattaca" löste 1997 eine heftige Debatte über Genmanipulationen aus. In dem düsteren Zukunftsthiller darf nur Karriere machen, wer die richtige Gen-Struktur hat. Der Held der Geschichte gehört zu den natürlichen Auslaufmodellen – er ist Linkshänder, kurzsichtig und hat einen Herzfehler. Trotzdem möchte er Astronaut werden. Das System erlaubt ihm allenfalls den Aufstieg in einer Putzkolonne. Pure Science-Fiction? Der Mikrobiologe Fred Oppermann-Sanio meint: "In wenigen Jahren sind wir vermutlich technisch so weit, dass in die DNA-Sequenz eingegriffen werden kann, um angebliche Defekte zu korrigieren. Die Vorstellung ist unheimlich, dass meine Eltern mich vielleicht nicht bekommen hätten, wenn eine Gendiagnose meine Krankheit vorhergesagt hätte. Ich bin jedenfalls froh, dass ich da bin."

Der Held aus "Gattaca" überlistet am Ende das System, startet ins Weltall und zieht die Quintessenz: "Für die genetisch Überlegenen ist der Erfolg leichter zu erreichen, aber keinesfalls garantiert. Schließlich gibt es kein Gen für das Schicksal."

Christiane Streubel

"Es ist eine Form des Lebens und das steht nicht zur Disposition."



Martina Ahmann wurde 1964 in Hamm geboren und wuchs in Amelsbüren bei Münster auf. Ahmann lebt seit ihrer Geburt mit cerebralen Bewegungsstörungen. Sie besuchte in Münster zunächst die Westfälische Schule für Körperbehinderte, um anschließend in Maria-Veen bei Borken und an der Marienschule in Münster die Allgemeine Hochschulreife zu erwerben. An der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster studierte Ahmann die Fächer Katholische Theologie, Geschichte und Erziehungswissenschaft. 1992 schloss sie ihr Studium mit dem Diplom und 1993 zusätzlich mit dem Staatsexamen ab. Mit einer Dissertation über die "Praktische Ethik" Peter Singers wurde die Theologin im Jahr 2001 mit summa cum laude promoviert. Martina Ahmann plant derzeit eine Habilitation zum Diskurs der Bioethik in Deutschland.

Ein Interview mit der Münsteraner Theologin Martina Ahmann über die "Praktische Ethik" des Moralphilosophen Peter Singer

Der australische Bioethiker Peter Singer gilt als einer der radikalsten Befürworter der Euthanasie. In seinen Veröffentlichungen und Vorträgen bestreitet der Philosoph, der 1999 auf einen Lehrstuhl in Princeton (USA) berufen wurde, das Lebensrecht schwerstbehinderter Säuglinge und von Menschen "ohne Bewusstsein". "Wenn man die Wahl hat zwischen einem Leben mit und einem Leben ohne Behinderung, dann ist es sinnvoll, sich für das letztere zu entscheiden", erklärte Peter Singer in einem Interview (*Spiegel* vom 25.11.2001). Diese "Praktische Ethik" hat weltweit Proteste von Behindertenorganisationen und Vertretern aus Politik, Kirchen und Medizin hervorgerufen.

Die Münsteraner Theologin Dr. Martina Ahmann hat sich in ihrer Dissertation mit Peter Singers Thesen auseinandersetzt.

Wilhelmine: Wie entstand die Idee für Ihr Forschungsprojekt?

Ahmann: In der Theologie sind Arbeiten, die sich mit dem Thema "Menschen mit Behinderungen" beschäftigen, rar gesät. Meine Grundidee war daher, über das Verhältnis von Theologie und Menschen mit Beeinträchtigung zu forschen. Mit Professor Udo Schmälzle fand ich an der Universität Münster einen fachlich hervorragenden Betreuer. Als ich ihm von meinen Plänen berichtete, einigten wir uns schnell auf ein konkretes Thema mit aktueller Bedeutung. "Dieser Peter Singer, der sagt, dass behinderte Kinder getötet werden dürfen, darüber muss man eine Arbeit schreiben", hat Professor Schmälzle mir damals vorgeschlagen.

Wilhelmine: Sicherlich haben viele von Peter Singer gehört, als einen

der umstrittensten Philosophen der Gegenwart. Können Sie für uns die Grundlagen seiner "Praktischen Ethik" skizzieren?

Ahmann: Zuerst bekannt wurde Peter Singer sicherlich durch sein Eintreten für die Rechte von Tieren, was für viele zunächst einmal positiv besetzt ist. Was man ihm vorwerfen muss ist, dass er sehr früh wegen seines Einsatzes für die Tiere den Vergleich mit bestimmtem menschlichen Leben gezogen und hier Hierarchien hergestellt hat: Das Leben eines Schimpansen ist unter Umständen mehr wert als das eines schwer behinderten Säuglings. Die Grundannahme bei Singer besteht darin, das menschliche Leben nicht per se als heilig zu begreifen, sondern bei jedem Menschen zu überprüfen, ob es sich um ein lebenswertes Leben handelt. Eigentlich kann man Singers Idee sehr anschaulich machen, wenn man betont, dass er zwischen den Begriffen Mensch und Person unterscheidet. Mensch ist für ihn ein purer Gattungsbegriff - alles, was von einem Menschen geboren wird. Letztendlich schützenswert ist nur die Person. Ein Embryo, ein Fötus oder ein Kind bis zum Alter von etwa einem Jahr ist für ihn keine Person. Eine Person ist jemand, der sich artikulieren kann, der sich selbst als eine Einheit versteht, der wünscht, in die Zukunft blickt, der sein Leben reflektiert. Eine Person muss nicht über all diese Fähigkeiten verfügen, sollte aber zumindest einige davon erfüllen. Das Personsein kann man aufgrund eines Unfalls oder einer Krankheit auch verlieren. Grundsätzlich soll rational abgewogen werden, ob die Umgebung den Erhalt des Lebens bejaht. Singer plädiert für aktive Euthanasie, wenn man sich gegen ein Leben entscheidet. Er behauptet, dass sich auf diesem Weg das Glück aller Lebewesen insgesamt maximiert. Dies ist ein utilitaristischer Gedanke im Extrem: Für Singer sind Menschen, die bestimmte Dinge nicht oder nicht mehr können, nicht lebenswert.

Wilhelmine: Singers Bild von Behinderten ist von "Leid" und "Mangel" bestimmt. Man hat nicht das Gefühl, dass er jemals mit behinderten Menschen gesprochen hat, die über das Glück in ihrem Leben berichten oder Glücksgefühle zeigen.

Ahmann: Genau dies werfen Menschen mit Beeinträchtigungen Peter Singer vor. Dass er das wahre Leben von Menschen, die nach seinem Urteil nicht "normal" sind, nicht kennt. Viele Pädagogen betonen, dass er die Entwicklungsmöglichkeiten von Menschen mit Behinderungen nicht in den Blick nimmt. Hier ist Singer sehr oberflächlich. Zugespitzt formuliert: "Ein Mensch, der nicht sehen kann, kann schöne Bilder nicht ansehen, was entgeht dem alles. Ein körperbehinderter Mensch kann nicht joggen." Singer spricht z. B. Kindern mit Down-Syndrom – wenn auch indirekt - das Lebensrecht ab, was für mich sein Nicht-Kennen dieser Menschen dokumentiert. Das Schlimme ist, dass es für Singer nicht reicht, dass die betroffenen Menschen selbst Glück empfinden, um ihnen ein Lebensrecht zuzubilligen. Er stellt weitere Hürden auf, indem er die Belastung für die Eltern als zu hoch einschätzt. Wenn sich die Eltern für das Kind entscheiden, so ist es eine Belastung für die Gesellschaft.

Wilhelmine: Wenig bekannt ist vermutlich, dass Peter Singers "Praktische Ethik" ausdrücklich eine Ablehnung jüdisch-christlicher Moralvorstellungen darstellt. So gesehen ist Ihre Kritik aus theologischer Perspektive genau der richtige Ort, von dem aus Singers Thesen überprüft werden müssen.

Ahmann: Peter Singers Hauptgriffspunkt ist tatsächlich die jüdisch-christliche Ethik, der Gedanke der Unantastbarkeit menschlichen Lebens. Peter Singer meint, dass wir uns von diesem Gedanken freimachen und rational denken müssen. Dazu gehört, dass man den Stellenwert eines jeden Wesens immer wieder überprüft. Man soll sich nicht von den Kirchen bevormunden las-

sen in der Frage, was man darf oder nicht darf. Das Diktum "alles Leben ist heilig" nimmt uns das Denken, weil es unser Handeln vorgibt, meint Singer. Das ist sicherlich für viele attraktiv, weil Peter Singer zunächst für ein Mündigwerden der Menschen eintritt.

Wilhelmine: Peter Singer wurde 1999 an die amerikanische Eliteuniversität Princeton auf den Lehrstuhl für Bioethik des Zentrums für menschliche Werte berufen. Wie ist das zu erklären?

Ahmann: Es gab damals durchaus Proteste und einige Sponsoren der Universität haben sich auch zurückgezogen. Die Mehrheit der Universitätsleitung hielt ihn jedoch für den besten zeitgenössischen Ethiker – "keiner denkt so klar wie er, sieht die gegenwärtigen Probleme so deutlich wie er", behaupteten manche. Die Vertreter der Universität Princeton haben erklärt, dass sie nicht alle Konsequenzen seiner Thesen unterstützen, aber letztendlich seien die Denkschritte überzeugend. Vielleicht reizt es, wenn man selbst von den traditionellen religiösen Vorstellungen geprägt ist, sich eine Befreiung vorzustellen. Da ist jemand, der lässt sich von keiner Autorität etwas vorschreiben.

Wilhelmine: Peter Singer hat auch in die Diskussion eingebracht, dass es schlecht ist, wenn sich Eltern für ein behindertes Kind entscheiden, da dann kein Platz mehr für ein "normales" Kind sei. Ein nicht behindertes Kind steht bei ihm in der Hierarchie immer höher, obwohl niemand vorhersagen kann, wie es sich als Erwachsener verhalten wird.

Ahmann: Dies setzt ein falsches Signal, gerade in einer Zeit der neuen biomedizinischen Möglichkeiten. Hier ist tendenziell der Wunsch zu erkennen, den Menschen nach Maß zu konstruieren. Bei einem Treffen von Theologen, die über Singer sprachen, wurde ich aufgrund meiner Behinderung gefragt, was ich persönlich von diesen Ideen halten würde. Ich habe erklärt, ich fände es

nicht schlimm, wenn mein Kind behindert wäre, aber wenn es unsozial und intolerant werden würde, das wäre fürchterlich. Selbst bei Theologen war es undenkbar zu sagen, dass eine Charakterschwäche für mich gravierender ist als eine Behinderung. Ich fürchte, fast jeder hat so eine "Ethik des Auswählens" in sich. Man muss vorsichtig sein: Niemand ist davor geschützt, dass nicht auch die eigenen Eigenschaften einmal Gegenstand von Diskriminierung werden.

Wilhelmine: Wer sich mit Geschlechterforschung befasst neigt zu der Annahme, dass das "Geschlecht" der allererste Maßstab für ein Neugeborenes ist. Ihr Buch macht einem bewusst, dass der erste Gedanke tatsächlich ein anderer ist, nämlich: "Ist das Kind gesund?".

Ahmann: Ja, das macht es besonders schlimm für alle, die dann die Diagnose "nicht gesund" erhalten. Viele betroffene Eltern fallen sehr tief, trauen sich nicht, es ihren Verwandten und Freunden zu sagen, während sich die anderen Eltern freuen und feiern. Man wird auf das Leben mit einem Kind mit Beeinträchtigung nicht vorbereitet. Grundsätzlich muss man die Frage stellen, was ist Gesundheit, was ist Behinderung? Es gibt Menschen, die äußerlich topfit und erfolgreich sind, gleichzeitig aber riesige Probleme haben. Ich kenne Eltern, die freuen sich über jeden kleinen Entwicklungsschritt ihres behinderten Kindes, während Eltern mit "gesunden" Kindern verzweifeln, weil diese das Abitur nicht schaffen.

Wilhelmine: Ihre Arbeit ist sehr spannend, wenn man sich dafür interessiert, wie Singer in Deutschland wahrgenommen wird - in den Medien, der Theologie und der Medizin.

Ahmann: Gerade im medizinischen Bereich hat sich das Denken Singers schon stark durchgesetzt. Nicht im direkten Bezug zu Singer, aber Behinderungen werden grundsätzlich als negativ wahrgenommen. Die

Eltern erhalten die Möglichkeit, ein behindertes Kind abzutreiben und es ist fast schon ein Automatismus, dem zu folgen. Niemand macht leichtfertig einen Schwangerschaftsabbruch, aber aufgrund des Rates des Arztes spielt man kaum die Möglichkeit durch, dass es nicht doch geht mit diesem Kind. In einer Umfrage zur Präimplantations-Diagnostik haben fünfzig Prozent der Befragten diese Selektion befürwortet. Bei dem Wunsch "Hauptsache gesund" kann man also jetzt steuernd eingreifen.

Peter Singer betont hier das Entscheidungsrecht der Eltern: Sie haben das Recht auf ein gesundes Kind, dürfen sich aber auch für ein behindertes Kind entscheiden. Die feministische Zeitschrift *Emma* hat dies vor einigen Jahren als ein Eintreten für Frauenrechte gefeiert. Ich meine jedoch, dass den Frauen eine starke Belastung aufgebürdet wird. Wenn sie sich für ein behindertes Kind entscheiden, ist es dann ihre eigene Verantwortung oder sogar Schuld, wenn dies Anstrengungen und Immobilität bedeutet. "Warum hast du so ein Kind überhaupt angenommen?", wird dann gefragt. Früher, zu der Zeit als meine Eltern mich bekamen, war die Welt vielleicht nicht solidarischer, aber es hieß noch "Die können ja nichts dafür."

Wilhelmine: Sie treten in Ihrer Dissertation den Thesen Singers entgegen, indem Sie für eine advokatorisch-solidarische praktische Theologie werben.

Ahmann: Der Ansatz in der katholischen Theologie ist das Gebot "Du sollst nicht töten". Allerdings genügt dieses Postulat allein nicht, weil wie jetzt ein Herr Singer kommen und erklären kann, das gilt eben für uns nicht mehr. Man muss auf der Grundlage der praktischen Theologie überlegen, wie man Denkens- und Verhaltensstrukturen verändern kann, dass man mehr dem Leben dient. Das Prinzip der advokatorisch-solidarischen Ethik, das ich in meiner Promotion entwickle, bedeutet,

dass man Minderheiten mehr in den Blick nimmt, und dass man all jene, die sich selber in gesellschaftliche Prozesse nicht einbringen können, nicht vergisst. Advokatorisch heißt, für jemanden sprechen. Solidarität ist die zweite wichtige Vokabel: Das Umgehen miteinander darf nicht entmündigend sein. Für mich ist es wichtig, dass man Menschen, für die man sprechen will, auf einer Ebene mit sich sieht.

Schlimm ist die Erfahrung, dass man plötzlich mit der Behinderung so anders wird und nicht mehr am "normalen" Leben teilhaben kann. Diese Isolation muss gesellschaftlich verhindert werden. Sie verstärkt die Unsicherheit, wenn man sich begegnet. Da denkt die im Rollstuhl "Der hätte die Tür ruhig mal aufhalten können", dabei wollte das Gegenüber nur nicht bevormundend sein. Es müssten dringend Räume für den Austausch geschaffen werden. Menschen mit Behinderungen fühlen sich verständlicherweise schnell bevormundet und angegriffen, da sie so oft abgewertet werden.

Wilhelmine: Was haben Sie für Reaktionen auf Ihre Dissertation erhalten?

Ahmann: Sehr viel Interesse. Viele kannten Singer nicht oder nicht sehr gut. Die meisten waren sehr schockiert und fanden es spannend, dass gerade ich als Behinderte mich damit auseinander gesetzt habe. Sehr positiv finde ich, dass viele Lehrer das Buch gelesen und mich gefragt haben, ob ich die Inhalte bei ihnen in der Schule vorstellen könnte. Mein Buch richtet sich an Verantwortliche, die Gesellschaft mitgestalten. Der Einsatz für Behinderte sollte nicht als "Gutes tun" begriffen werden, sondern als das Normale, Selbstverständliche.

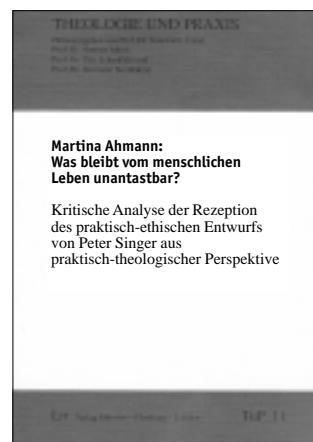
Wilhelmine: In Deutschland ist Peter Singer bislang nicht sehr hoch angesehen. Öffentliche Proteste haben mehrfach dazu geführt, dass er von Tagungen wieder ausgeladen wurde. Würden Sie selbst mit Singer sprechen, wenn sich die Gelegenheit ergäbe?

Ahmann: Ich persönlich würde unter vier Augen sofort mit ihm diskutieren wollen. Allerdings muss ich betonen, dass ich die potentiellen Auswirkungen seiner Thesen für sehr gefährlich halte. Ich bin dagegen, dass Singer in Deutschland eine öffentliche Auftrittsmöglichkeit erhält, um das Leben bestimmter Menschen als lebenswert zu bezeichnen. Die Wochenzeitung *Die Zeit* hat zwar unter Anrufung der Meinungsfreiheit propagiert, Peter Singer dürfe kein Redeverbot erteilt werden. Aber: In unserer Gesellschaft existiert zu Recht ein bestimmtes Wissen, das öffentlich nicht in Frage gestellt werden darf, dazu zählt z. B. die Leugnung des Holocaust. Singers Thesen sind für Behinderte ein extremer Angriff, eine extreme Verletzung. Menschen mit Behinderungen müssen nicht besonders glücklich wirken und sie müssen auch nicht besonders erfolgreich sein - es sind einfach Menschen, die da sind. Es ist eine Form des Lebens und das steht nicht zur Disposition.

Wilhelmine: Wie war es für Sie, die ja auch in die Kategorie "behindert" eingeordnet werden, sich mit Singers Thesen über mehrere Jahre auseinander zu setzen?

Ahmann: Für mich war das eine Herausforderung. Im Ganzen gesehen habe ich diese Forschungsarbeit nicht als belastend, sondern als stärkend empfunden. Es war ein gutes Gefühl, diese Gedanken zu entlarven.

Das Gespräch führte Christiane Streubel



Ins Rollen gekommen – Eine Sportkarriere

Manuel Onken ist Center bei den Rollstuhlbasketballern des Universitäts-Clubs Münster

Der 36-jährige Deutsch-Kanadier Manuel Onken geht seit sechs Jahren im Rollstuhlbasketball auf Punktejagd. Als Twen spielte er noch in der Regionalliga für Quakenbrück - bei den Fußgängern. Als ein Autofahrer das Motorrad von Manuel Onken übersah und einen schweren Unfall verursachte, hätte niemand vorhergesagt, dass dies der Ausgangspunkt für eine bemerkenswerte Sportkarriere sein würde. Damals musste der linke Unterschenkel amputiert werden. "Zuerst war ich froh, nach der Reha und dem Anpassen der Prothese aus dem Rollstuhl raus zu sein und wollte von Rollstuhlbasketball als sportlicher Alternative nichts wissen." Aber dann überzeugten ihn Freunde, bei den Rollis des Universitätsclubs vorbei zu schauen. Manuel Onken kämpfte sich von der zweiten in die erste Mannschaft. Auf seiner Position als Center gehört er heute zu den Topscorern im deutschen Robaba.

Am Donnerstag Abend in der Sporthalle des Schulzentrums Kinderhaus beendet das Zweitligateam des UBC Sparkasse Münster um 19.30 Uhr das Training und führt dabei nur leichtes Sportgerät mit sich: den allseits bekannten orangen Ball. Minuten später ist beim Auftritt der Rollstuhlbasketballer wesentlich mehr Equipment im Spiel. Bevor der erste Ball auf den Korb fliegt, wird an den Stühlen geschraubt, ein platter Reifen gewechselt, der perfekte Sitz überprüft. "Rollstuhlbasketball ist nicht selten eine richtige Materialschlacht", schmunzelt Manuel Onken. Die heutigen Sportstühle im Robaba sind rasante Alu-Flitzer, wagen nur noch wenige Kilo und schützen durch die schräggestellten Reifen vor eingeklemmten Fingern. In Deutschland ist Rollstuhlbasket-

ball nach wie vor der beliebteste Sport bei Menschen mit körperlichen Einschränkungen. Dabei wird die Konkurrenz immer härter: Tennis, Tauchen, Drachenfliegen, Rugby und Skifahren sind nur einige der Sportarten, die mittlerweile aufgrund neuer technischer Entwicklungen zur Auswahl stehen. Reha-Firmen werben für das schnelle *Handbike Freedomrider* mit 7-Gang-Nabenschaltung, den wendigen *Twist-Star* für Tennismatches oder den Mono-Ski *Racer* für *Speedfreaks*. "Spätestens seit den Paralympics in Sydney ist dieser neue Markt weltweit entdeckt worden", berichtet Manuel Onken.

Das Training der UBC-Rollis beginnt mit Schussübungen Eins gegen Eins. Der Korb hängt wie üblich in 3,05 Meter Höhe. Allerdings schießen die Spieler aus dem Sitzen. Dieses Beispiel ist typisch für den Vergleich zwischen Basketball und Rollstuhlbasketball. Vieles ist genau so wie im Fußgänger-Basketball: die Maße des Spielfeldes, die Anzahl der Spieler auf dem Platz, die meisten Foulregeln. Vieles ist aber auch ganz anders. "Vor dem Wurf wird der Lauf abgestoppt, die Fußspitzen zeigen zum Korb" lautet ein Kapitel aus der Basketballschule. Und hier? Manuel Onken verlädt mit einem plötzlichen Richtungswechsel seinen Gegenspieler. Der Weg zum Korb ist jetzt frei, aber das Manöver hat Platz gekostet. Beinahe am Brett vorbei und kurz vor dem Aus schießt der 36-jährige aus voller Fahrt. Der Ball fällt durch die Reuse. Wer schon einmal zum Spaß versucht hat, auf Inlinern Basketball zu spielen, kann sich hier einfühlen.

"Manuel überzeugt vor allem durch seine große Motivation und seinen Kampfgeist. Unter dem Korb setzt er sich mit viel Power durch und hat

einen sicheren Schuss", beschreibt die Trainerin Susanne Baute die Vorteile ihres Centers. Baute, die seit zwanzig Jahren Rolli-Mannschaften trainiert und bei den Paralympics in Atlanta die Nationalmannschaft coachte, vertraut zudem auf Onkens aggressives Defense-Spiel. "Da bekommen die Gegner schon mal etwas auf die Finger. Das verschafft ihm von Anfang an Respekt."

Der Sport ist schnell. "Die meisten Spieler lieben einen harten Boden, der Dynamik ins Spiel bringt. Auch wenn das den Schuss auf den Korb natürlich schwieriger macht", verrät die Trainerin. Beim Rollstuhlbasketball werden pro Spiel im Schnitt ebenso viele Punkte erzielt wie bei den Fußgängern. Das heißt: jede Spielminute bringt eine neue Entscheidungssituation unter den Körben. Im Schulzentrum Kinderhaus sind die Rollis nun bei einem Trainingsspiel in voller Mannschaftsstärke angelangt. Kaum ist ein Schussversuch erfolgreich abgeschlossen, fliegen die Hände an die Reifen und die Stühle werden in die Gegenrichtung katapultiert. Das Umschalten auf die Verteidigung ist trotz der Schnelligkeit ein geordneter Rückzug. Die Wege für die ballführende Mannschaft werden sofort dicht gemacht, Pass- und Fahroutes mit den Stühlen blockiert.

Manuel Onken hat in seiner Sportkarriere bereits ein paar Titel gesammelt. Im Jahr 2000 ist er mit dem RBB-Club Bonn Deutscher Meister und Pokalsieger geworden und spielte im Europapokal mit. Waren das die größten Erfolge? "Als wirkliche Erfolge möchte ich das gar nicht bezeichnen. Bonn ist ein finanzstarker Verein und hat sich diese Siege ein Stück weit erkauft, indem man

viele gute Spieler nach Bonn holte. Von Erfolg würde ich sprechen, wenn ein junges Team sich aus eigener, gewachsener Kraft ganz nach oben kämpft.“ Dieses Ziel möchte er in der nächsten Saison mit dem UBC Münster erreichen. Nach vielen Jahren in der Ersten Bundesliga ist der Club in der vergangenen Spielzeit abgestiegen. „Der Wiederaufstieg gleich in dieser Saison ist mein großes Ziel. Wir haben mit unseren vielen jungen Spielern ein starkes Potential, hier möchte ich als erfahrener Spieler Verantwortung übernehmen.“ Dafür nimmt der Design-Student aus Dortmund eine lange Anfahrt in Kauf, um beim UBC trainieren und spielen zu können.

Der Sport ist knallhart. Auch im laut-malerischen Sinn des Wortes. Manuel Onken postiert sich durch einige rasche Armzüge in die Feldmitte, eine schnelle Drehung und der angreifende Spieler kracht in seinen Stuhl - ein erfolgreicher Block. Die Hersteller der Sportgeräte werben mit „robusten Rammbügeln standardmäßig“ und „wahlweise einfachen oder doppelten Anti-Kipprädern“. Und die braucht man dringend, denn die Rollis bauen mit ihren Stühlen regelrechte Wagenburgen, um den Schwung der Angreifer zu bremsen und eine gute Schussposition zu verhindern. „Die physische Härte hat in den letzten Jahren stark zugenommen“, beobachtet der Center. Ihn stört das nicht. Wenn er zum Basketball eine Alternative finden müsste, würde er sich für Rugby entscheiden.

Der Sport ist technisch anspruchsvoll. Denn die Rollis müssen nicht nur mit dem Ball, sondern auch mit ihrem Stuhl umgehen können. „Im RBB spielen auf nationaler Ebene oft auch Fußgänger mit“, erklärt Onken. „Die haben allerdings nur eine Chance, wenn sie den Stuhl gut handhaben lernen. Was nutzt mir das beste Korbgefühl, wenn ich gar nicht dorthin komme!“

Die Art und Weise, wie die Spieler einander und den Korb umkreisen, mit einer Hand den Rollstuhl um die eigene Achse drehen, schnell nach rechts, links, vorne, hinten vorstoßen, um sich in Position zu bringen, das erinnert fast an eine tänzerische Choreographie. „Vom Spieler-typ bin ich allerdings bestimmt kein ‚Brasilianer‘ mit brillanter Balltechnik und atemberaubenden Finten. Sondern eher der Büffel, der unter dem Korb wühlt und sich mit Kraft Platz verschafft.“ Onkens größte Bewunderung gilt weniger den Stars auf seiner eigenen Position, als den Ideengebern im Basketball, die anderen durch eine exzellente Spielübersicht das Punkten erst ermöglichen. Grundsätzlich hält er aber nicht so sehr viel von Vorbildern. „Ich spiele wie Manuel Onken. Ich möchte immer mehr Neues lernen und dadurch unberechenbar bleiben.“

Ein ehrgeiziges Ziel hat der 36-jährige in diesem Jahr bereits erreicht: Die Teilnahme an der Weltmeisterschaft der Rollis in Japan. Als die UBC-

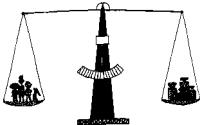
Trainerin Susanne Baute im Frühjahr mit dem Coach der Nationalmannschaft telefonierte, um Onken für die WM-Auswahl vorzuschlagen, hatte der Bundestrainer ihn bereits auf seiner Liste. Bei einem Vorbereitungsturnier in Frankreich gelang dem Münsteraner Center gegen die europäischen Spitzemannschaften Frankreich, Niederlande und Großbritannien als viertbester Punktesammler seiner Mannschaft ein gelungener Einstand im deutschen Nationaltrikot. Damit hatte Manuel Onken seinen Platz in der Auswahl erkämpft. Im Juli errangen er und seine Mitstreiter bei der WM in Japan Rang fünf und damit die bislang beste Platzierung einer deutschen Herrenmannschaft.

Um 22.45 Uhr ist das Training an diesem Tag beendet. Die harte Vorbereitungszeit für das Projekt Wiederaufstieg hat sich bereits gelohnt. In die neue Saison 2002/03 starteten die Rollis des UBC Münster mit fünf Siegen.

Christiane Streubel



Beidhändig: Centerspieler Manuel Onken kontrolliert Ball und Stuhl.



Frauen auf Erfolgskurs

Initiativen und Erfolge des universitätseigenen Frauenförderprogramms

In seinem jüngsten Bericht zu "Frauen in der Wissenschaft – Entwicklung und Perspektiven auf dem Weg zur Chancengleichheit" betont die Bundesländer-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung die Notwendigkeit der durchgängigen Umsetzung des Gender Mainstreaming-Prinzips in den Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen in Deutschland. Die Umsetzung von Gender Mainstreaming an Universitäten bedeutet, gleichstellungspolitische Strategien noch weitgefächerter und wirkungsvoller einzusetzen.

Das universitätseigene Frauenförderprogramm an der Universität Münster soll die Chancengleichheit für Frauen in Forschung und Lehre verbessern. Studentinnen und Wissenschaftlerinnen sollen gezielt durch Maßnahmen, Weiterbildung, Coaching und Mentoring in ihrem Studium, ihrer Arbeit an der Universität und ihrer Karriere unterstützt werden.

Thematischer Schwerpunkt einzelner Maßnahmen ist die Frage danach, welche individuellen Strategien für eine angemessene Karriereplanung Frauen haben können und müssen, wenn sie verstärkt in gesellschaftliche und wissenschaftliche Schlüsselpositionen aufsteigen wollen. Die vielfältigen Anträge im Rahmen des universitätseigenen Frauenförderprogramms dokumentieren, dass Frauen durch ihr Handeln als Studentin, als Mitarbeiterin des wissenschaftsunterstützenden Personals oder als Wissenschaftlerin gewissermaßen selber Reformen an der Universität Münster

anstoßen. Einzelne Projekte und Maßnahmen, die im Sommersemester 2002 und im Wintersemester 2002/03 erfolgreich initiiert und durchgeführt worden sind, werden im Folgenden vorgestellt. Auch im Haushaltsjahr 2003 wird es wieder ein Universitätseigenes Frauenförderprogramm geben. Auf interessante Ideen und Maßnahmen darf man gespannt sein.

Study-Career Angebote für Studentinnen

Wie plane ich mein Studium? Welche Strategien begünstigen eine effektive Zeitplanung? Insbesondere zu Beginn des Studiums stellen sich eine Menge Fragen. Erfolgreiches Studieren erfordert vielfältige fachliche und persönliche Kompetenzen. Warum studiere ich eigentlich? Welche Ziele habe ich dabei? Wo gibt es Arbeitsmöglichkeiten für mich nach dem Studium? Diese und ähnliche Fragen stellen sich viele Studentinnen der Geistes- und Sozialwissenschaften. Um Antworten darauf zu finden und den Studentinnen schon im Grundstudium die Möglichkeit zu geben, unterschiedliche Berufs- und Lebenspläne zu entwickeln, bieten die Zentrale Studienberatung, die Gleichstellungskommission des Fachbereichs Philologie sowie das Hochschulteam und die Beauftragte für Chancengleichheit des Arbeitsamtes Münster unter dem Motto "Nicht warten, bis der Frosch Dich wachküsst" im Wintersemester 2002/03 Wochenend-Seminare an. Inhalte und Ziele der Seminare sind

- Unterstützung und Orientierung bei er Studienplanung,
 - Klärung von Erwartungen an das Studium,
 - Reflexion über Studienmotive,
 - frühzeitiges Erkennen von Problemen und Blockaden im Studium,
 - Interessen, Stärken und Bedürfnisse reflektieren,
 - mögliche Berufsfelder entdecken,
 - Kennenlernen nützlicher Helfer.

Das Projekt sah und sieht ein Angebot für den Erwerb studienrelevanter Qualifikationen sowie eine studienbegleitende Praxisorientierung für Studentinnen vor.

Am Sprachenzentrum wurde im Wintersemester 2002/03 erfolgreich eine Schreibwerkstatt für Studentinnen angeboten. Am Institut für Soziologie wurde im Sommersemester 2002 ein Seminar zum Thema "Frauen und Macht – Durchsetzungs-Strategien für eine erfolgreiche Berufstätigkeit" konzipiert und durchgeführt. Der Workshop richtete sich an Geisteswissenschaftlerinnen, die sich zielstrebig auf ihren Berufswunsch vorbereiten wollen. Am Institut für Soziologie wurde ebenfalls im Wintersemester 2002/03 die Vortragsreihe "XYZ – Geschlechterzeichen ungelöst" angeboten. Eine interdisziplinäre Einführung in die Gender Studies im WS 2002/03 wurde durch die Finanzierung der Tutorien unterstützt.

Gekonnte und sichere Rhetorik ist ein wesentliches Mittel zur erfolgreichen Gestaltung des Berufsalltags. Sich

selbst und das eigene Wissen verständlich darzustellen sind wichtige Voraussetzungen für die berufliche Zukunft. Die angebotenen Veranstaltungen waren sehr gut besucht und sollen auch im Jahr 2003 fortgesetzt werden. Es standen folgende Themen im Mittelpunkt: Körpersprache und Selbstpräsentation, sprachliche Darstellung, Umgehen mit Lampenfieber, Sprechen vor größerem Zuhörerinnenkreis und Grundlagen der Argumentationstechnik.

Science-Career Angebote für Nachwuchswissenschaftlerinnen

Im Hochschulbereich wird momentan vielerorts Mentoring eingeführt – häufig insbesondere für Frauen in naturwissenschaftlichen und technischen Studiengängen – so auch erfolgreich durch das universitätseigene Frauenförderprogramm an der Universität Münster. Mit Mentoring-Programmen wird versucht, Frauen besser zu vernetzen und ihnen für einen bestimmten Zeitraum eine sie unterstützende Person zu vermitteln. Das Mentoring-Programm umfasst eine Reihe von Elementen, die aufeinander aufzubauen. Der erste Schritt, die Bildung von Arbeitsgruppen zur Bedarfsanalyse, wurde in einzelnen Fachbereichen bereits vollzogen.

Um eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen, bedarf es einer konkreten Karriere- und Zukunftsplanung. In Seminaren werden Doktorandinnen und Habilitandinnen Angebote zum Erwerb von relevanten Qualifikationen für eine Wissenschaftskarriere zur Verfügung gestellt.

Zentrale Inhalte der Seminare sind:

- Wegfindung und Planung einer Wissenschaftskarriere,
- Entwicklung von Frauenperspektiven im Wissenschaftsbereich,
- Formalia für eine Wissenschaftskarriere kennenlernen sowie notwendiges informelles Wissen in diesem Bereich erwerben (z. B. Bewerbungstraining für Doktorandinnen und Habilitandinnen, Rhetorik für Wissenschaftlerinnen),
- der Aufbau von Netzwerken für den Erfahrungsaustausch.

So wurde zum Beispiel im Fachbereich Biologie im Sommersemester 2002 und im Wintersemester 2002/03 eine Seminarreihe zu Erfolgsstrategien und Kommunikation für Frauen durchgeführt. Unter dem Titel "Potentiale nutzen – Profil zeigen" haben die Diplom-Pädagogin Claudia Böger und die Diplom-Psychologin Monika Holzbecher zwei gut besuchte Seminare angeboten, die erfolgreiche Kommunikationsstrategien für Frauen in Studium und Beruf vermittelt haben. Als Zielgruppe für die im Rahmen des universitätseigenen Frauenförderprogramms durchgeführten Veranstaltungen waren Studentinnen der Biologie in der Endphase ihres Studiums, Doktorandinnen und wissenschaftliche Assistentinnen angesprochen.

Im Mai 2002 wurde erfolgreich in Kooperation mit dem Arbeitsstab

Berufseinstieg und Karriereplanung des deutschen Juristinnenbundes, der Gender-Academy NRW e. V. und dem Career-Service Münster ein spezielles Bewerbungstraining für Juristinnen veranstaltet. Neben Informationen zur aktuellen beruflichen Situation von Juristen und Juristinnen wurden den Teilnehmerinnen wichtige Hinweise zu Bewerbungsverfahren gegeben und Bewerbungsge- spräche simuliert.

Förderung von Frauen in der Wissenschaft setzt nicht erst in der Phase der Graduiertenförderung ein, sondern verlangt insbesondere in den naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächern nach wie vor eine intensive Werbung für das Studienfach bereits in der Schule, um den Anteil der Studentinnen in diesen Fächern merklich zu erhöhen. An dieser Stelle setzt ein Projekt von Professorin Cornelia Denz vom Institut für Angewandte Physik an, die spezielle Internetseiten mit Informationen für Schülerinnen zusammengestellt hat. Interessierten Schülerinnen soll dadurch ermöglicht werden, sich der eigenen Potentiale und Stärken bewusst zu werden und ihre Fähigkeiten zu entfalten. Darauf hinaus können die Schülerinnen Kontakte zu Studentinnen sowie Naturwissenschaftlerinnen knüpfen, die einen Einblick in die Ausbildung und in die berufliche Praxis von Frauen in den Naturwissenschaften ermöglichen.

Die Gelegenheit zum Austausch für Physikerinnen an der Universität Münster wird durch eine interessante Variante des Mentoring geschaffen. Mit der Einrichtung einer Arbeitsstelle und regelmäßigen Treffen ist eine Anlaufstelle für Studentinnen der ersten Semester entstanden, die Beratungen durch Physikerinnen der höheren Semester erhalten.

Marianne Ravenstein



Ausgezeichnet

Die ersten Preisträger des Frauenförderpreises der Universität Münster

Im vergangenen Jahr hat die Universität Münster erstmalig einen Frauenförderpreis in Höhe von 25.000 Euro für hervorragende Projekte und Maßnahmen ausgeschrieben, die der Förderung der Gleichstellung von Frauen und Männern dienen. Die vom Senat gewählte Vergabekommission entschied sich im Jahr 2001 für eine Teilung des Preises. genus, der Münsteraner Arbeitskreis für Gender Studies, sowie die Professorinnen Marie-Theres Wacker und Annette Wilke konnten am 10. Januar 2002 im Rahmen des Neujahrsempfangs der Universität die Urkunden aus den Händen von Rektor Prof. Dr. Jürgen Schmidt entgegen nehmen.

genus, der 1996 von Studierenden verschiedener Disziplinen gegründete Arbeitskreis für gender studies, hat sich durch die Veranstaltung interdisziplinärer Vorlesungsreihen um die Popularisierung dieser Forschungsrichtung verdient gemacht. Die Professorinnen Marie-Theres Wacker und Annette Wilke der Katholisch-Theologischen Fakultät erhalten den Frauenförderpreis des Jahres 2001 für ihre Leistungen beim Aufbau einer Studien- und Forschungsbibliothek zum Thema "Frauen in den Religionen".

Die Wilhelmine gratuliert herzlich und stellt die Preisträgerinnen auf den folgenden Seiten vor. Die Mitglieder von genus haben selbst zur Tastatur gegriffen und beschreiben die Arbeit ihrer Initiative. Annette Wilke und Marie-Theres Wacker gaben Auskunft über die Spezialbibliothek "Frauen in den Religionen".

Erfahrungsbericht einer studentischen Initiative

Die Geschichte der Gruppe *genus* beginnt im Jahr

1996: Eine kleine Gruppe Studierender kulturwissenschaftlicher Fächer stellte eine Lücke im Lehrangebot der Universität Münster fest. Während in den angelsächsischen Ländern die Gender Studies längst zum Wissenschaftsalltag gehörten, war für die meisten deutschen Universitäten hier nur ein Defizit in Forschung und Lehre zu konstatieren. Um Abhilfe zu schaffen, beschloss die Gruppe, selbst initiativ zu werden und eigene Veranstaltungen zu organisieren. Der Münsteraner Arbeitskreis für Gender Studies - kurz: *genus* - war geboren.

Der Name der Gruppe ist dem Lateinischen entlehnt und bezeichnet das grammatische Geschlecht in seinen unterschiedlichen Ausprägungen. Natalie Scholz, Mitbegründerin von *genus* und Doktorandin am Historischen Seminar, beschreibt die Ziele: "Anliegen der Initiative war es von Beginn an, Studierenden und Lehrenden an der WWU die Gelegenheit zu geben, an den aktuellen Diskussionen zur Geschlechterthematik teilzuhaben. Außerdem wollten wir Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern hier in Münster ein Forum bieten, ihre Arbeiten einem breiten Publikum vorzustellen." Seit der Gründung organisiert der Arbeitskreis in jedem Semester Vortragsreihen zu ausgewählten Themen der Gender Studies, die durch Podiumsdiskussionen und Kolloquien ergänzt werden. Die erste Reihe fand im Wintersemester 1997/98 statt.

genus und die Gender Studies

Die Arbeit einer studentischen Initiative

Bei einem der regelmäßigen Arbeitstreffen

des Kreises, die übrigens stets in geselliger Atmosphäre stattfinden, beschreiben die Aktiven den besonderen Reiz ihrer Initiative: "Wann hat man denn sonst schon mal die Gelegenheit, seine Lieblingstheoretikerinnen und -theoretiker einzuladen und mit ihnen in der ‚Frauenstraße 24‘ zu sitzen? Nach den Vorträgen ist es immer eine schöne Erfahrung, dass die meisten unserer Gäste beim anschließenden Bier völlig unkompliziert und aufgeschlossen sind und sich über den zwanglosen Kontakt zu Studierenden freuen", fasst die Kunsthistorikerin Astrid Haas stellvertretend für die Gruppe zusammen. Im Laufe der Zeit ist ein ganzes Netzwerk von Kontakten zu Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und vielen anderen Interessierten im In- und Ausland entstanden. Am Semesteranfang müssen daher mittlerweile, wenn die Versendung der neuen Semester-Programme ansteht, alle Mitglieder anpacken, um die Liste der Adressaten abzuarbeiten.

Das Engagement der Gruppe reicht inzwischen weit über den "universitären Tellerrand" hinaus. Kontakte zu anderen Initiativen sowie Kooperationen mit Experten und Expertinnen aus Wirtschaft, Politik, Medien und Kultur sind wichtiger Bestandteil der Aktivitäten. Sie dokumentieren das kommunikative Selbstverständnis der Gruppe. In diesem Sinne bringt Hendrik Blumentrath, Student der Germanistik und seit anderthalb Jahren bei *genus*, das hochgesteckte Ziel für die letzte zweisemestrige Vortragssreihe auf den Punkt: "Eine Veranstaltung, bei der jeder mitreden kann, die viele

interessiert und auch diejenigen anspricht, die sonst gar nichts mit Uni zu tun haben."

Die zunehmende Professionalisierung und die steigende Anerkennung in und außerhalb der Universität zeigt sich auch darin, dass die Projekte der Studierenden und Graduierten seit einigen Monaten von einem professoralen Beirat begleitet werden. Josef Frücht (Philosophie), Helma Lutz (Erziehungswissenschaft), Marie-Theres Wacker (Katholische Theologie) und Martina Wagner-Egelhaaf (Germanistik) beraten in der Planungsphase und fungieren als Ansprechpartnerinnen und -partner für die Gruppenmitglieder. Die Mitarbeit bei *genus* bietet die Möglichkeit, Projekte, Veranstaltungsreihen und Publikationen von der inhaltlichen Konzeption bis zur praktischen Umsetzung selbst zu gestalten und damit wichtige berufliche Schlüsselqualifikationen zu erwerben.

Game over für Schönheitsideale?

Die Vortragsreihe im Jahr 2001/02

Die Planung einer neuen Vortragsreihe beginnt ganz klassisch mit einem Brainstorming der Mitglieder. Das Thema „Schönheit“ konnte sich Ende des vergangenen Jahres durchsetzen und erwies sich schnell als so vielseitig, dass zwei Semester für die Reihe veranschlagt wurden. Der Blick in die Boulevardpresse und auf diverse TV-Sendungen wie „Beauty-Klinik“ oder „Big Diet“ gab den ersten Anstoß, sich mit Ästhetik und Monstrosität des Körpers im Zusammenhang mit der Kategorie Geschlecht zu befassen. Und nicht nur in den Medien sind „Schönheit“ und „Hässlichkeit“ allgegenwärtig; auch innerhalb der *scientific community* haben sie sich als ernstzunehmende For-



Hendrick Blumentraub



Ilka Willand



Julia Bodenburg



Claudia Röser



Frank Hafemann



Lily Tonger-Erk



Reemda Tieben



Astrid Haas



Natalie Scholz



Karin Jacek



Ina Schmidt



Oliver Niemeier

schungsgegenstände etabliert. „Die Zeiten, in denen Schönheitsideale unhinterfragt hingenommen werden, sind vorbei“, beobachtet die Historikerin Reemda Tieben, die bereits seit vier Jahren bei *genus* aktiv ist. „Zumindest in den Sozial- und Kulturwissenschaften scheint sich ein Problembeusstsein für die Relativität körperlicher und geschlechtspezifischer Ideale etabliert zu haben.“ Angestoßen von der aktuellen Debatte um die Normierung des Körpers durch neue Entwicklungen in Medizin und Gentechnologie soll die Vortragsreihe dazu beitragen, den Konstruktionscharakter von männlichen und weiblichen Schönheitsidealen offen zu legen.

Bei der Suche nach einem aussagekräftigen Titel für das geplante Projekt kam die Jahreszeit zur Hilfe. In vorweihnachtlicher Stimmung frohlockte Natalie Scholz: „Schöne Bescherung! Schönheit in den Gender Studies“ und stieß mit diesem Vorschlag auf breite Zustimmung. Kaum waren Idee und Titel geboren, schwärmt die Mitglieder des Arbeitskreises aus, um sich in Bibliotheken und Instituten der WWU einen Überblick über das breite Themenfeld zu verschaffen.

Für den Eröffnungsvortrag, der immer auch als die „Visitenkarte“ einer Veranstaltung gilt, konnte die Niederländische Sozialwissenschaftlerin Kathy Davis gewonnen werden. Im westlichen Nachbarland war es bis vor kurzem noch möglich, Eingriffe der plastischen Chirurgie auf Krankenschein durchzuführen.

Davis illustrierte am Beispiel von „Michael Jacksons Nase“ neue Optionen, die sich hinsichtlich der Veränderung des eigenen Körpers und der eigenen Identität durch operative Eingriffe ergeben können. „Dieses brisante und publikumsnahe

Thema drängte sich als Eröffnungsvortrag geradezu auf“, so Claudia Röser, Germanistik-Studentin und Finanzbeauftragte des Arbeitskreises. Der Erfolg bestätigte diese Einschätzung: Bereits der erste Vortrag der „Schönheitsreihe“ sprengte beinahe die Aufnahmekapazität des Veranstaltungsortes und stieß auf reges Medieninteresse – trotz des immer wieder feststellbaren Argwohns der ‚schreibenden Zunft‘ gegenüber dem Begriff ‚Geschlechterforschung‘. Die Veranstaltungen von *genus* beweisen: Diesbezügliche Hemmungen sind unangebracht. Auch bei den nachfolgenden Vorträgen hatten es einige der zahlreich erschienenen Besucher schwer, sich freie Sitzplätze im internationalen Begegnungszentrum „Die Brücke“ zu sichern. Das Ziel, mit der Reihe ein breites Publikum anzusprechen, wurde zur Freude der Gruppe vollständig eingelöst. Im Nachhinein erreichten *genus* zahlreiche Anfragen von Interessierten, die um Manuskripte der Vorträge baten und sich enttäuscht zeigten, manche Veranstaltungen verpasst zu haben. Für Abhilfe soll gesorgt werden - die Veröffentlichung der einzelnen Beiträge in einem Sammelband ist geplant.

Die Debatte um Schönheit wurde im Sommersemester 2002 fortgesetzt, u.a. präsentierte die bekannte Berliner Kulturwissenschaftlerin Christina von Braun ihren soeben abgedrehten Film „Was ist ‘Schönheit’?“, der im Auftrag von WDR und ARTE produziert wurde.

And the winner is ...

Das kontinuierliche ehrenamtliche Engagement trägt Früchte: In Anerkennung für hervorragende Projekte und der Förderung der Gleichstellung von Männern und Frauen wurde *genus* der Frauenförderpreis 2001

der Universität Münster verliehen. Der Gewinn des mit der beachtlichen Geldsumme von 15.000 Euro dotierten Preises eröffnet der Gruppe neue Perspektiven. Mit dem Preisgeld wird im Herbst 2003 eine internationale Fachtagung veranstaltet, die namhafte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in Münster versammelt. Thema der Tagung werden die erweiterten Handlungsspielräume von Cyborgs (Mensch-Maschinen) sein, die sich durch die Virtualisierung von Körpern in computervermittelten Realitäten oder durch medizintechnologische Innovationen bei der (Neu-) Gestaltung von Körpern ergeben. Dabei stehen vor allem jene neuen Möglichkeiten im Fokus, die aufgrund der Überschreitung sicher geglaubter Grenzen wie männlich/weiblich, Mensch/Maschine, real/virtuell entstehen. Im Vorfeld der Tagung, die in ein attraktives kulturelles Rahmenprogramm eingebettet wird, sollen inhaltlich vorbereitende Workshops stattfinden, um den Dialog zwischen Studierenden, Lehrenden und allen anderen Neugierigen zu fördern.

Nachwuchs erwünscht

Um die zukünftigen anspruchsvollen Projekte realisieren zu können, freut sich *genus* über personelle Verstärkung. Studierende und Graduierte aller Fachbereiche sowie Interessierte mit einer Affinität zum Thema sind herzlich zur Mitarbeit eingeladen und können unter *genus@uni-muenster.de* Kontakt mit der Gruppe aufnehmen.

Ilka Willand/Karin Jacek

Frauen in den Religionen

Eine einzigartige Spezialbibliothek der Katholisch-Theologischen Fakultät

Der Stellenwert von Büchern wird in allen Kulturen seit jeher hoch veranschlagt - ob ein arabischer Autor ein Buch symbolisch umschreibt als einen Garten, den man in der Tasche trägt, ein argentinischer Schriftsteller erklärt, das Paradies habe er sich immer als eine Art Bibliothek vorgestellt, oder Altbundeskanzler Helmut Schmidt Büchereien als geistige Tankstellen der Nation bezeichnet. Selten genug jedoch findet man Bücher der verschiedenen Kulturen und Religionen vereint an einem Ort. Die wissenschaftliche Spezialbibliothek "Frauen in den Religionen (FiR)", die die Professorinnen Annette Wilke und Marie-Theres Wacker an der Katholisch-Theologischen Fakultät betreuen, ist in Deutschland einzigartig, da sie religionenübergreifend angelegt ist.

"In Deutschland existieren zwar mehrere feministisch-theologische Bibliotheken. Diese sind jedoch auf die christliche Theologie beschränkt", erläutert Marie-Theres Wacker die Bedeutung der Münsteraner Büchersammlung. Die Bibliothek "Frauen in den Religionen" wurde bereits Anfang der 1980er Jahre von einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin der Fakultät, Dr. Iris Müller, ins Leben gerufen. Mit einem kleinen Etat und ohne großen Rückhalt im Fachbereich, dafür aber mit enormem persönlichen Engagement, legte Iris Müller damals den Grundstein. Seit 1998 verwalteten Marie-Theres-Wacker, Seminar für Theologische Frauenforschung, und Annette Wilke, Seminar für Religionswissenschaft, die Bibliothek

gemeinsam. Heute umfasst die Sammlung mehr als 2000 Titel über die Religionen des Alten Orients und des Alten Europa, Studien über Frauen im Judentum, Islam, Hinduismus und Buddhismus bis hin zu Untersuchungen der Stammesreligionen in Afrika, Asien und Australien. Die Tatsache, dass sich die Forschungsschwerpunkte der Professorinnen ideal ergänzen - Religionsgeschichte und Religionsvergleiche sowie indische Religionen und Islam - macht diese Kooperation so effektiv.

Die beiden Theologinnen haben für die Bibliothek eine inhaltliche Systematik entwickelt, die eine zielsichere Recherche ermöglicht. Ihre Mitarbeiterinnen Irene Porsch und Sabine Friedrich werden die Verschlagwortung der Bände im Datenbanksystem *allegro* voraussichtlich bis Ende des Jahres abgeschlossen haben. Der in diesem Jahr verliehene Frauenförderpreis sichert für 2002 die Finanzierung der beiden Hilfskraftstellen und ermöglicht die Erweiterung des Bestandes. Bislang sind etwa 1300 Monographien, Sammelbände und Zeitschriftenausgaben im Hochschulbibliothekszentrum erfasst und für Benutzerinnen und Benutzer in NRW zugänglich. Standort der Bücher ist die Bibliothek der Katholisch-Theologischen Fakultät im Hüfferstift, in der die FiR-Bände bereits einen ganzen Gang belegen.

Für Examenskandidaten und Doktorandinnen bietet sich hier eine wahre Fundgrube wissenschaftlicher Sekundärliteratur, die sonst nur über zeitraubende Fernleihe oder zum teuren Selbstkostenpreis zu beschaffen wäre. Das Interesse, auf diesem Gebiet eine Forschungsarbeit zu verfassen, wird nachdrücklich gefördert. Ein Beispiel für die von den

Professorinnen Wilke und Wacker betreuten Forschungsprojekte ist das Thema "Frauen im Islam", das seit dem Afghanistan-Krieg viel Beachtung findet. Für Regina Kemper, Doktorandin am Seminar für Religionswissenschaft, ist die Spezialbibliothek eine grundlegende Voraussetzung für ihr Dissertationsprojekt "Musliminnen und Christinnen im Austausch", in dem die gelebte Religiosität und die Selbstartikulation religiöser Frauen im Mittelpunkt stehen. Für diese methodisch innovative Erforschung eines "Dialogs von unten" findet Regina Kemper in der Bibliothek wichtige Anregungen. In den kommenden Jahren wird die Sammlung "Frauen in den Religionen" weiter an Bedeutung gewinnen, denn im Wintersemester 2002/03 startet der neue fakultätsübergreifende Studiengang Religionswissenschaft.

Christiane Streubel



Doppelspitze im Frauenreferat des AStA

Antonia Graf und Simona Kramer sind seit September im Amt

Die Frauenkonferenz hat im Juli 2002 gewählt und sich für eine Doppelspitze im AStA-Frauenreferat entschieden. Antonia Graf, Studentin der Politikwissenschaft, Wirtschaftspolitik und Deutschen Philologie im siebten Semester, und Simona Kramer, Studentin der Deutschen Philologie und Geschichte im neunten Semester, haben im September ihr Büro im AStA-Häuschen bezogen.

Amtsantritt

Die beiden neuen Referentinnen haben bereits die Akten ihrer Vorgängerinnen gesichtet und freuen sich nach diesem ersten Überblick auf die vielseitige Arbeit als Interessenvertretung der Studentinnen. „Wir möchten hier aber nicht gleich zu Beginn bestimmte Schwerpunkte zementieren“, betont Antonia Graf, „sondern für alle Bereiche – Beratung, Politik, Theorie und Praxis – offen bleiben. Schließlich wünschen wir uns, dass nicht nur wir zwei das Programm im Frauenreferat bestimmen. Es wäre schön, wenn sich viele Studentinnen mit Ideen und konstruktiver Kritik beteiligen würden.“

Veranstaltungspläne

Dennoch starten die beiden AStA-Vertreterinnen mit konkreten Plänen in ihre einjährige Amtszeit, bei-

spielsweise eine Veranstaltung zum Thema „Frauen und Beruf“, „bei der auch die Frage der Verbindung von Beruf und Familie nicht zu kurz kommen darf.“ Das gemeinsame Interesse der beiden Referentinnen

wird natürlich auch von den Finanzen diktiert werden“, bleibt Simona Kramer auf dem Boden der Tatsachen. Das AStA-Frauenreferat wirtschaftet mit einem Etat von 4600 Euro im Jahr.



Antonia Graf und Simona Kramer freuen sich über Besuch im AStA-Frauenreferat.

für Kultur, Film und Literatur soll ebenfalls in Veranstaltungsreihen umgesetzt werden. Eine Filmreihe mit Beiträgen zum Schmunzeln und Nachdenken“, ein Lektürekurs über das „Neue Fräuleinwunder“ junger deutscher Autorinnen und die Auseinandersetzung mit dem Thema „Popkultur und gender“ stehen auf der Ideenliste. Im Jahr 2003 startet die Aufkleberaktion „Sexism sucks!\”, die sich gegen Sexismus in der Werbung richtet. „Was wir von diesen Plänen insgesamt umsetzen können,

Vortragsreihe „Gender Studis“

Ein fester Programmpunkt ist die Fortsetzung der Reihe „Gender Studis“, die erstmals im Sommersemester 2001 angeboten wurde und auf große Resonanz stieß. Studierende, die sich im Rahmen einer Hausarbeit oder eines Referats mit „gender“ auseinandersetzen, bekommen in dieser Reihe die Gelegenheit, einen Vortrag zu halten oder eine Diskussion zu ihrem Thema zu leiten. Als kleinen Anreiz, sich dieser Herausforderung zu stellen, und als Vergütung für die investierte Arbeit zahlt das AStA-Frauenreferat ein Honorar von 100 Euro. Die Reihe richtet sich ausdrücklich an Studentinnen und Studenten aller Fachbereiche, da sie zu einem interdisziplinären Austausch unter den Studierenden beitragen soll. Gerade das weit gefasste Themenspektrum macht die Veranstaltung „Gender Studis“ interessant. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt, betonte schon die Amtsvorlägerin Christine Wübbena: ob ein Vortrag über Frauenfußball, über das

Konzept des vergeschlechtlichten Habitus bei Pierre Bourdieu, das Männerbild in der frühen Neuzeit oder über Schönheitsideale in der Postmoderne. Auch gemeinsame Vorträge mehrerer Personen sind möglich. „Uns ist dabei wichtig, dass die Auftritte der Studierenden in einer lockeren, kollegialen Atmosphäre stattfinden können“, formuliert Antonia Graf ein Ziel der Reihe.

Das Frauenreferat als Meeting-Point

Die neuen Amtsträgerinnen würden es gerne sehen, wenn ihr kleines Büro im AStA-Häuschen zu einem Anlaufpunkt für Studentinnen wird. „Wir können eine Tasse Kaffee zur Begrüßung und ein Kennenlernen ohne Verpflichtungen garantieren: Hier wird keine zur Mitarbeit verdonnert, sobald sie einen Fuß über die Schwelle setzt,“ verspricht Simona Kramer. Damit der Faktor Spaß nicht zu kurz kommt, haben die Referentinnen auch Partys und Exkursionsangebote auf ihrer Wunschliste für die Veranstaltungen im kommenden Jahr.

Frauenpolitik – kein alter Hut

Das Feedback und die Partizipation von ihren Kommilitoninnen betrachten die Referentinnen als grundlegend für ihre zukünftige Arbeit. Denn beide haben schon früh die Erfahrung gemacht, dass das AStA-Frauenreferat seine Existenz stets aufs Neue rechtfertigen muss. „Viele Studenten und Studentinnen meinen, die Gleichberechtigung sei mittlerweile gesetzlich verankert und Frau-

enpolitik daher überflüssig.“ Antonia Graf und Simona Kramer beobachten, dass Benachteiligung und Rollenzuweisungen heutzutage um einiges subtiler erfolgen, dennoch aber nicht weniger real sind. In ihren geisteswissenschaftlichen Studienfächern haben beide Veranstaltungen zum Thema gender studies besucht. „Gleichberechtigung bedeutet für uns demnach auch, Klischees aufzubrechen, nach denen Frauen schlecht einparken und Männer nicht zuhören können“, schreiben die Referentinnen in ihrem Antrittsbericht. „Schließlich schaffen nicht zuletzt politische, kulturelle und gesellschaftliche Verhältnisse die Rahmenbedingungen dafür, dass geschlechtspezifische Rollenzuweisungen möglich sind, die wiederum geschlechtsabhängige Identitäten konstruieren.“ Gender studies und Frauenpolitik werden aus dieser Sicht zu einer faszinierenden Reise ins Ich, zu einer permanenten Auseinandersetzung mit der eigenen Identität und der Möglichkeit, darauf Einfluss zu nehmen.

Für Fragen, Anregungen, Kritik und Beratung sind Antonia Graf und Simona Kramer montags von 10.00 bis 13.00 Uhr im Frauenreferat (1. Stock, Raum 210, im AStA-Häuschen, links vor dem Schloss) zu erreichen. Nach einem ersten Besuch kann bestätigt werden: den versprochenen Kaffee gibt es wirklich.

Kontakt:

*Antonia Graf und Simona Kramer
Autonomes Frauenreferat
AStA Universität Münster
Schlossplatz 1
48149 Münster
Tel.: 0251/83-21533
E-mail:
asta.frauenreferat@uni-muenster.de*



Vom *Cherchez la Femme* zum *Doing Gender*

Drei neue Initiativen zur Vernetzung der Gender Studies an der WWU

Die Geschlechterforschung kann in Deutschland auf eine etwa dreißigjährige Geschichte zurückblicken. Am Anfang stand in den 70er Jahren das *Cherchez la Femme* der Frauenforschung, heute umreißt das Schlagwort *Doing Gender* das theoretische Konzept der neuen postmodernen Ansätze. Nach langer Anlaufzeit ist mittlerweile auch in Deutschland die Institutionalisierung der Geschlechterforschung vorangeschritten. Vorreiter sind Universitäten in Berlin, Göttingen, Freiburg und Oldenburg, die als Erste das Fach Geschlechterstudien als regulären Magister-Nebenfach-Studiengang in ihr Lehrangebot aufgenommen haben. Andere Hochschulen, wie die TU und die FU Berlin oder die Universitäten Bielefeld, Bremen, Marburg, Hildesheim und Kiel, gründeten in den letzten Jahren interdisziplinäre Zentren für Geschlechterforschung. In diesen werden eigene Forschungsprojekte initiiert und die Vernetzung der Lehre koordiniert. Auch an der Universität Münster hat es wiederholt Initiativen zu einer disziplinübergreifenden Institutionalisierung der Geschlechterforschung gegeben. Seit Beginn dieses Jahres werden die Kräfte und Aktivitäten neu gebündelt. Lehrende der Universität, aber auch Studierende höherer Semester sind eingeladen, sich an den aktuellen Vernetzungsinitiativen zu beteiligen.

Die Professur für Politikwissenschaft und Geschlechterforschung

Brigitte Young, Inhaberin der Professur für Politikwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Geschlechterforschung, hat im Januar 2002 an die Vernetzungsaktivitäten der früheren Frauenforschungs-Professur angeknüpft. Über zwanzig Dozentinnen, die sich für Geschlechterstudien und universitäre Gleichstellungspolitik interessieren, folgten ihrer Einladung in das Institut für Politikwissenschaft.

Brigitte Young berichtete zunächst über den Stand der Planungen für das *Women's Institute of Technology, Development and Culture (W.I.T.)*. Dieses Institut wird die Nachfolge der Internationalen Frauenuniversität antreten, die im Jahr 2000 mit großem Erfolg in Hannover ausgerichtet worden ist. Die Gründerinnen des W.I.T. wollen an den beteiligten Universitäten HU Berlin, Bremen, Hamburg und Münster vier Masterstudiengänge in englischer Sprache einrichten. Die ersten Studiengänge sollen im Wintersemester 2003/2004 ihren Betrieb aufnehmen.

Der zweite Programmfpunkt des Treffens galt der Hochschuldienstrechtsreform der Bundesregierung. Die Gleichstellungsbeauftragte der Universität Münster, Dr. Marianne Ravenstein, informierte in ihrem Beitrag über die neuesten Entwicklungen und offenen Fragen. Der Vortrag rief eine lebhafte Debatte hervor, die dokumentierte, wie einschneidend diese Reform für heutige wissenschaftliche Karrierewege ist. Als besonders problematisch wurden die hohe Lehrbelastung der zukünftigen Juniorprofessorinnen und -professoren, die noch ungeklärten Evaluationsprozesse und die strikten Zeitvorgaben eingeschätzt. Einzelne Dozentinnen konnten zudem bereits

über konkrete Erfahrungen mit der Debatte über die mögliche Beantragung von Juniorprofessuren an ihren Fachbereichen berichten. Marianne Ravenstein erläuterte darüber hinaus die Befristungsregelung an den Hochschulen, die eine Gesamtbeschäftigungsdauer von zwölf Jahren auf befristeten Stellen festlegt.

Die Professur für Politikwissenschaft und Geschlechterforschung will in Zukunft die Vernetzung der Gender Studies weiter vorantreiben. Zu diesem Zweck wird im Sommersemester 2002 mit dem Aufbau einer Mailing-Liste begonnen, die in regelmäßigen Abständen über Projekte, Stellenausschreibungen und Termine in und außerhalb der WWU berichten wird. Unter der Email-Adresse frauenkv@uni-muenster.de können das Abonnement des Gender-Newsletters beantragt sowie Hinweise und Informationen, die im Newsletter bzw. im Frauenvorlesungsverzeichnis erscheinen sollen, weitergegeben werden.

Die Tag endete mit der Ankündigung, dass diese Zusammenkünfte zu einer regelmäßigen Einrichtung werden sollen und künftig in Zusammenarbeit mit der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Münster veranstaltet werden.

„Mittelbau“-Vernetzung

Im Januar 2002 traf sich auf Initiative von Elisabeth Tuider, wissenschaftliche Assistentin am Institut für Soziologie, und Cilja Harders, wissenschaftliche Assistentin am Institut für Politikwissenschaft, erstmals eine Reihe junger Universitätsangehöriger, die sich an der WWU mit feministischer Forschung, Frauen- und Männerforschung oder Geschlechterforschung befassen. Unter dem Titel „Vernetzung des Gender-Interessierten Mittelbaus“ hat sich

mittlerweile eine Gruppe konstituiert, die dem akademischen Mittelbau und Studierenden in der Endphase den Austausch über dieses Spezialgebiet ermöglicht. Die meisten Teilnehmerinnen und Teilnehmer arbeiten an ihren Dissertationen oder befinden sich in der Post-Doc-Phase. Zudem sind Mitglieder anderer universitärer Gruppen, wie *genus* und die AStA-Frauenreferentin, vertreten. Während der ersten Treffen kristallisierten sich im gemeinsamen Brainstorming drei grundlegende Interessen heraus: 1. der Austausch über aktuelle wissenschaftspolitische Entwicklungen, Tagungen, Projekte, Stipendien und Bücher, 2. der fachliche Dialog zu Fragen der feministischen und der Gender-Forschung und 3. das hochschulpolitische Engagement für eine Institutionalisierung von Gender Studies an der WWU. Seit dem Januar 2002 trifft sich diese Gruppe während der Vorlesungszeit jeweils am ersten Dienstag im Monat um 18.00 bis 20.00 Uhr im Raum 553 des Instituts für Soziologie, Scharnhorststraße 121.

Die Gruppe ist jederzeit offen für neue Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Kontakt und Informationen sind bei Elisabeth Tuider erhältlich (tuidert@uni-muenster.de).

Interdisziplinäre Einführung in die Gender Studies

Auf einem der Treffen der Mittelbau-Initiative entstand darüber hinaus die Idee für ein neuartiges Seminarangebot an der Universität Münster: Eine interdisziplinäre Einführung in die Geschlechterstudien, die in jedem Semester mit wechselnden Lehrenden veranstaltet werden soll. Das Konzept sieht vor, dass zwei bis drei Vertreterinnen und Vertreter unterschiedlicher Disziplinen gemeinsam einen interdisziplinären Seminarplan entwickeln. Studierende verschiedener Fachrichtungen können auf diese Weise in dem gleichen Seminar einen Schein erwerben. Prinzipiell ist beabsichtigt, die Einführung in jedem Semester mit wechselnden Lehrenden zu veranstalten und Schritt um Schritt alle Fachbereiche der WWU einzubeziehen.

Die interdisziplinäre Einführung in die Geschlechterforschung wird im Wintersemester 2002/03 erstmals in Kooperation von Soziologie und Politikwissenschaft veranstaltet. Zur Vorbereitungsgruppe gehören Dr. Cilja Harders vom Institut für Politikwissenschaft, Dr. Elisabeth Tuider vom Institut für Soziologie sowie Reemda Tieben, Astrid Haas und Christine Wübbena von *genus*. Auf

einer der Sitzungen werden auch Expertinnen anderer Disziplinen - der Geschichtswissenschaft, der Germanistik und der Medizin - Einführungsvorträge zur Geschlechterforschung halten. Das Seminar wird von scheinrelevanten Tutorien begleitet, in denen Reemda Tieben, Astrid Haas und Christine Wübbena mit den Teilnehmenden grundlegende Texte der Geschlechterforschung diskutieren. Lehrende und Studierende, die sich für diese interdisziplinäre Einführung in die Gender Studies engagieren möchten, werden gebeten, mit *genus* (genus@uni-muenster.de) oder Elisabeth Tuider (tuidert@uni-muenster.de) Kontakt aufzunehmen.

Cilja Harders/Christine Wübbena



Frauengeschichten Männergeschichten



Barbara Stollberg-Rilinger
Professorin für die Geschichte der Frühen Neuzeit am Historischen Seminar

Die Gender Studies in der Geschichtswissenschaft

“Dein Frauenbild stammt doch aus dem Mittelalter” lautet ein volkstümlicher Vorwurf an einen männlichen Zeitgenossen, der sich seine Partnerin an Heim und Herd wünscht, während er selbst von Haushaltsmühlen und Kinderlärm befreit den nächsten Karrieregipfel anvisiert. Dieses Geschichtsbild ist nur einer von vielen Mythen, denen die historische Geschlechterforschung entgegenwirkt. Denn das Modell dieser geschlechtlichen Arbeitsaufteilung ist tatsächlich eine Idee der Moderne.

In den siebziger Jahren war die Frauengeschichte zunächst angetreten, den Frauen “ihre unsichtbare Geschichte zurückzugeben”. Neben der Wiederentdeckung großer historischer Frauengestalten wurde von manchen eine weibliche Leidensgeschichte der Unterdrückung nachgezeichnet. Die Erkenntnis, dass Frausein in jeder Epoche etwas anderes bedeutete und dass Frauen, je nach “Klasse” oder “Rasse” ganz unterschiedliche Erfahrungen machten, führte in der Folgezeit zu der Entwicklung der Kategorie “Geschlecht”. Das Geschlecht ist in dieser Deutung nicht biologisch vorgegeben, sondern “gemacht” - sozial und kulturell konstruiert. Die Frauengeschichte hat sich zur Geschlechtergeschichte geweitet und schließt nun auch die Geschichte von Männern und Männlichkeitsvorstellungen ein.

Welchen Stellenwert haben die Gender Studies in der Geschichtswissenschaft heute erreicht? An einem runden Tisch im Historischen Seminar trafen sich vier Lehrende der WWU, um über die Bedeutung der Geschlechterforschung in ihrem Fach zu diskutieren. Prof. Dr. Gabriela Signori vertritt in dieser Runde die Mittelalterliche Geschichte, Prof. Dr. Barbara Stollberg-Rilinger steht für die Epoche der Frühen Neuzeit, Dr. Armin Owzar und Dr. Julia Paulus repräsentieren das 19. und 20. Jahrhundert unter Einbeziehung der Zeitgeschichte.



Armin Owzar
Wissenschaftlicher Assistent für Neuere und Neueste Geschichte am Historischen Seminar



Gabriela Signori
Professorin für Mittelalterliche Geschichte am Historischen Seminar



Julia Paulus
Referentin für Historische Frauenforschung/Geschlechtergeschichte am Westfälischen Institut für Regionalgeschichte und Lehrbeauftragte am Historischen Seminar

Wilhelmine: Die Gender Studies in der Geschichtswissenschaft firmieren in der Regel unter dem Label "Geschlechtergeschichte". Wenn Sie auf die Leistungen dieser Forschungsperspektive in den vergangenen zwei bis drei Jahrzehnten zurückblicken, welche Erkenntnisse waren hier wegweisend?

Stollberg-Rilinger: Bahnbrechend war sicherlich der Aufsatz der Berliner Historikerin Karin Hausen über die "Polarisierung der Geschlechtercharaktere" aus dem Jahr 1976. Darin zeigt sich, welche ganz zentrale Erkenntnis auch für die Gegenwart man aus der Geschichte ziehen kann. Die Trennung von Hausarbeit und Erwerbsarbeit in der Moderne liegt unserer Gesellschaftsstruktur fundamental zugrunde. In früheren Epochen waren das "Haus" und die Familie sowohl wirtschaftliche Produktionseinheit als auch Einheit des sozialen Lebens und der Fortpflanzung. Erst in der Moderne wurden Frauen in bestimmten Schichten, vor allem im Bürgertum, vom Erwerb und der wirtschaftlichen Produktion vollkommen ausgeschlossen. Die bürgerliche Familienideologie hat die Idee "Die Frau ist zuhause und walte am Herd – der Mann geht hinaus ins feindliche Leben" erst erfunden. Die Geschlechterforschung zeigt, dass die Vorstellung von einer linearen Fortschrittsgeschichte ein Mythos ist. Die Trennung von Erwerbssphäre und Familiensphäre ist in emanzipatorischem Sinne gerade kein Fortschritt, sondern dies bedeutete einen Rückgang weiblicher Partizipation. Das erkennt man allerdings nur, wenn man das Geschlecht als historische Kategorie berücksichtigt.

Signori: Wegweisend waren, aus dem Blickwinkel der internationalen Mediävistik betrachtet, die beiden Bücher der amerikanischen Theologin Caroline Walker Bynum 'Jesus as Mother' (1982) und 'Holy Feast and Holy Fast' (1987). Beide Werke sind bis heute nicht übersetzt worden. Mit 'Holy Feast and Holy Fast' konnte ich mich persönlich nie anfreunden. Das Werk hat markante

methodische Schwachstellen. Umso wichtiger erscheint mir Bynums 'Jesus as Mother'. Es war eines der ersten Werke, die der mediävistischen Frauen- und Geschlechtergeschichte klar vor Augen geführt haben, dass das wissenschaftliche Operieren mit Geschlechterdichotomien bestenfalls für die Neuzeit nützlich sein kann. Bis weit ins späte Mittelalter hinein gibt es noch keine scharfen Grenzen zwischen den Geschlechtern, vor allem im Bereich der Anthropologie und der Frömmigkeit nicht. Gelobt werden bei Männern ihre weiblichen Qualitäten, bei Frauen ihre Mannhaftigkeit.

Owzar: Viele Historiker haben es sich lange Zeit relativ einfach gemacht: Sie haben sich damit begnügt, an einer mehr oder weniger zentralen Stelle ihrer Ausführungen das Fehlen weiblicher Partizipation, beispielsweise in Politik und Staat, zu konstatieren, ohne nach dessen Ursachen oder Folgen zu fragen. Es ist auch historisch zu erklären, warum sich die Vorstellung einer von Männlichkeits- und Weiblichkeitsbildern nahezu unberührten Politik so hartnäckig gehalten hat. Männer galten über das 19. Jahrhundert hinaus als das Normale, Frauen dagegen wurden, infolge der bereits erwähnten Polarisierung der Geschlechtercharaktere, stets als das Besondere, als die Abweichung vom "Normalfall Mann" wahrgenommen. Das lässt sich etwa mittels einer diachronisch angelegten Analyse von Einträgen in Enzyklopädien nachweisen. Über geraume Zeit hinweg ist das Stichwort "Mann" den meisten Lexika keinen Eintrag wert: sie setzen "Mann" mit "Mensch" gleich.

Wilhelmine: In welcher Form arbeiten Sie in Ihren aktuellen Projekten mit der Kategorie "Geschlecht"?

Paulus: Eine wichtige Frage ist ja, woran wir die Grenzziehung zwischen den Geschlechtern fest machen: Ist das die Gebärfähigkeit und die Samenspendung oder ist es die Form des Einsatzes in der

Arbeitswelt, was das Geschlecht zum Geschlecht macht? In meinem Forschungsprojekt geht es daher um geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Ich möchte herausfinden, wie man im 20. Jahrhundert mit immer feineren Mechanismen versuchte, "Männerarbeit" und "Frauenarbeit" zu unterscheiden. Diese Kategorien wirken ja noch bis heute nach. In der Berufsausbildung und Arbeitslehre wurden bestimmte Berufe voneinander abgegrenzt und "vergeschlechtlicht". Die Kategorie Geschlecht ist spröde, sie springt uns nicht aus den Quellen entgegen, sondern wir müssen sie erst auflegen. Keineswegs ist immer explizit von "männlich" oder "weiblich" die Rede, aber bei genauem Hinschauen wird die Trennung sichtbar und verweist auf soziale Ungleichheit.

Owzar: Mein Forschungsprojekt handelt vom Kommunikationsverhalten in der deutschen Gesellschaft zwischen 1870 und 1930. Die zentralen Fragen lauten: Kamen milieu- und lagerübergreifend Gespräche überhaupt zustande? Worüber wurde geredet? Und vor allem: Wie wurde miteinander geredet? Dabei untersuche ich nicht nur die Räume auf ihre sozialen, konfessionellen, politischen und ethnischen Spezifika hin, sondern frage auch nach den Grenzen der Kommunikation zwischen Männern und Frauen: ob und worüber sie am Arbeitsplatz, vor allem aber in der Freizeit miteinander sprachen. Zu prüfen ist etwa, ob die in normativen Texten erhobenen Gesprächsverbote (über Politik, Religion und Sexualität) auch in der Lebenswirklichkeit beherzigt wurden. Eine zentrale Quelle bilden, neben massenhaft überlieferten Überwachungsberichten der Polizei, autobiographische Texte.

Signori: Auch ich beschäftige mich derzeit primär mit 'Raum', genauer mit dem Kirchenraum, seiner symbolischen Ausgestaltung und seiner geschlechtsspezifischen Nutzung. Anders als die Kneipe ist die Kirche ein 'Ort', der beiden Geschlechtern offen steht. Das Nebeneinander von

Mann und Frau verlangte über die Jahrhunderte nach Ordnungsmodellen. Dennoch war die Kategorie Geschlecht bemerkenswerterweise nicht immer das erste und oberste Ordnungskriterium. Die Idee, den Kirchenraum geschlechtsspezifisch zu teilen, kam als Idee, wenn ich das recht sehe, eigentlich erst (wieder) im 16. Jahrhundert auf.

Stollberg-Rilinger: In einem Teilprojekt unseres Sonderforschungsbereiches über "Symbolische Kommunikation" geht es um die symbolische Konstituierung von politisch-sozialem Rang. Hier fragen wir, wie in der Frühen Neuzeit über Sitzordnung, Kleidung, Anredeformen usw. die soziale Ordnung symbolisch in Szene gesetzt wurde. Dabei ist das Zusammenspiel zwischen Geschlecht und Stand als verschiedenen Kriterien sozialer Ungleichheit interessant.

Zum Beispiel: Hatte eine adelige Frau einen höheren sozialen Status als ein bürgerlicher Mann? Wie haben das die Zeitgenossen diskutiert, wie sind sie in der Praxis damit umgegangen, wie wirkte sich das aus? - Im Moment schreibe ich außerdem eine Einführung in die Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit. Und hier ist die Kategorie "Geschlecht" mit den Themen Geschlechterkonstruktionen, Körper und Sexualität ganz zentral.

Wilhelmine: Wie hat sich der Stellenwert der Gender Studies innerhalb des Faches entwickelt?

Signori: Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Der Unterschied zwischen der deutschen und der internationalen Mediävistik ist einfach viel zu groß. In Deutschland gibt es, auf die mediävistische Geschichtswissenschaft bezogen, keine eigenen Gender Studies. Den Buchmarkt beherrschen bemerkenswert konservative Produkte, die Frauen- und nicht Geschlechtergeschichte betreiben. So wollen es offenbar auch die großen Verlage.

Stollberg-Rilinger: Als ich in den achtziger Jahren in Köln studierte

und promovierte, galt dieses Thema dort noch ausdrücklich als unseriös. Ich plante damals, das hervorragende Buch von Wolfgang Behringer über Hexenverfolgung in Bayern zu rezensieren, und es war zuerst fraglich, ob das überhaupt ein rezensenswürdiges Werk sei, weil es um das Thema Hexen ging. Das sei doch "Sex & Crime" und sehr "halbseiden". Ich muss allerdings zugeben, dass ich einen bestimmten Zweig der Frauengeschichte auch merkwürdig und ideologisch befrachtet fand - Frauengeschichte als undifferenzierte Unterdrückungsgeschichte. Der persönliche Durchbruch für mich war, als mein ehemaliger Doktorvater mit mir zusammen ein Hauptseminar zur Geschichte des Geschlechterverhältnisses veranstaltet hat. Bis es soweit war, das hat allerdings zwanzig Jahre gedauert.

Owzar: Geschlechtergeschichte wird allen konzeptionellen Überlegungen zum Trotz zumeist noch immer als Frauengeschichte verstanden. In Überblicksdarstellungen oder Nachschlagewerken wird ein Kapitel "Frauen" eingefügt, irgendwo zwischen "Außenpolitik", "Jugend" und "Medizin". Dass auch Männlichkeit historischem Wandel unterliegt, sehen nur wenige. Die Geschichte der Männer wird vielmehr zur allgemeinen Geschichte umgedeutet. Dabei sind selbst in denjenigen Bereichen, in denen Frauen als Personen nicht vorkommen, Geschlechterbilder präsent und für die Ordnung der Gesellschaft von grundlegender Bedeutung.

Paulus: Ich denke, dass das Thema immer noch zu wenig anerkannt ist. Das merke ich auf Tagungen, wenn auf bestimmte Fragen mit Staunen, statt mit wissenschaftlichem Nachdenken reagiert wird. Dieses "Entweder-Oder" ist so überraschend, wenn jemand sagt "Nein, ich mache keine Geschlechtergeschichte, sondern Wirtschaftsgeschichte". Es ist noch immer nicht gelungen, klar zu machen, dass es sich um die Einführung einer neuen Kategorie handelt, die auf jedes Thema angewandt

werden kann, als Querschnittsfragestellung. Nicht wenige Ältere, Inhaber von Lehrstühlen, wollen sich gar nicht mehr mit diesem neuen Ansatz beschäftigen und haben den Professionalisierungsschub nicht verfolgt. Eine mittlere Generation junger Historikerinnen und Historiker hat sich im Bereich der Gender Studies spezialisiert und eine gewisse Anerkennung durchgesetzt. Mittlerweile haben wir einige wenige Professuren mit "besonderer Berücksichtigung der Geschlechtergeschichte", in Bochum, Bielefeld und an der FU Berlin. Im Vergleich zum übrigen Europa und auch zu Nordamerika haben wir in Deutschland immer noch einen enormen Nachholbedarf. Zum mindesten in der Geschichtswissenschaft schwimmen wir eher mit, als Impulse zu setzen.

Wilhelmine: Im Allgemeinen haben die Gender Studies durch dekonstruktivistische und postmoderne Ansätze Auftrieb bekommen. Ist das in der Geschichtswissenschaft ähnlich?

Paulus: Das kann man bejahen. Wenn es um Dekonstruktion geht, man also eine Theorie anschließt, dann wird es für viele Studierende wieder interessant. Das ist allerdings nicht immer reflektiert, sondern zum Teil eine Mode, wie z. B. die Judith Butler-Diskussion. Die wird zum großen Teil auch missverstanden und mehr vereinnahmt als das man sich mit ihr philosophisch auseinandersetzt. Zu Recht wurde auch kritisiert, dass postmoderne Deutungen das "Geschlecht" als Machtfaktor häufig unberücksichtigt lassen.

Signori: In den beiden letzten Jahrzehnten ist die Postmoderne wiederholt über die Geschichtswissenschaft 'eingebrochen'. Aber einen Auftrieb, den vermag ich, zumal in Deutschland, nicht zu erkennen. Die Diskussion erinnert mich manchmal an den Streit zwischen der via moderna (Nominalismus) und der via antiqua (Realismus) an den mittelalterlichen Universitäten.

Stollberg-Rilinger: Man muss sich

klarmachen, wenn man das biologische Geschlecht als Konstrukt begreift, wie das manche Theoretikerinnen tun, so setzt das ein unheimlich hohes Maß an Verfügbarkeit über das biologische Geschlecht voraus. Und das hat man erst in unserem Jahrhundert: Erst seit kurzem kann man tatsächlich das biologische Geschlecht vollständig wechseln. Das war in der Frühen Neuzeit nicht denkbar. Die Frauen waren viel mehr auf ihre Gebärfunktion festgelegt. Es ist eine historisch sehr neue Tatsache, dass man über den Körper medizinisch in so hohem Maße verfügen kann, z. B. Geburtenregelung betreiben, ja im Extremfall das Geschlecht tatsächlich real "konstruieren" kann. Mir scheint deshalb, die konstruktivistische Sicht ist ihrerseits zeitbedingt.

Paulus: Das ist eine interessante Aussage, weil ich aus der Perspektive der Zeithistorikerin feststelle, dass gerade wir immer wieder auf die "Zweigeschlechtlichkeit" verwiesen sind. Je mehr wir uns auf die Moderne zu bewegen, um so deutlicher wird das. Mir scheint, dass in anderen Epochen leichter mit dekonstruktivistischen Theorien gearbeitet werden kann; im 19. und 20. Jahrhundert werden die Geschlechter fixiert als Mann und Frau und damit die Zweigeschlechtlichkeit, das "heilige Paar", und auch die Heterosexualität ausgeformt. Um so schwieriger wird es hier, die Konstruktionsmechanismen im einzelnen zu beschreiben. Ich denke, der dekonstruktivistische Ansatz entstand in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts, weil man in dieser Zeit einerseits die Verfestigung der Geschlechter konstatierte und zum anderen durch neue medizinische Möglichkeiten die Chance erhielt, über das Geschlecht bestimmen zu können. Anders gesagt: die Gleichzeitigkeit von "Busenwunder" und "Biotechnik" war das Signal für diese Diskussion.

Stollberg-Rilinger: Das erinnert mich an das schöne Buch von Thomas Laqueur mit dem Titel "Auf den Leib geschrieben" und dem aussagekräfti-

gen Originaltitel "Making Sex". Dort wird die These vertreten, dass in der Vormoderne die Vorstellung von zwei polar entgegengesetzten Geschlechtern noch nicht existierte, sondern ein "Eingeschlechtermodell". Frauen wurden definiert als unvollkommene Männer. Anatomische Abbildungen zeigen, dass die männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane ganz gleich wahrgenommen wurden, nur bei den Frauen lagen sie im Körper, beim Mann außerhalb. Das ist ein himmelweiter Unterschied zu modernen Darstellungen. Im Laufe des 18. Jahrhunderts setzte sich eine ganz klare Polarisierung durch: Mann und Frau erschienen als völlig entgegengesetzte Wesen, jede Körperzelle eines Mannes erschien jetzt anders als die einer Frau. Man stellt als Historikerin fasziniert fest: Die Wahrnehmung der Anatomie ist jeweils eine völlig andere, je nach den sozialen Strukturen, die man im Kopf hat.

Wilhelmine: Haben Sie weitere Lesetipps für diejenigen, die sich für Gender Studies in der Geschichtswissenschaft interessieren?

Paulus: Da möchte ich zuerst den Titel "FrauenGeschichte" von der Bielefelder Historikerin Ute Frevert nennen. Das Buch ist ausgezeichnet geschrieben und trotz des Titels eine geschlechtergeschichtliche Darstellung des 18. bis 20. Jahrhunderts deutscher Geschichte. Das mehrbändige Mammutwerk "Die Geschichte der Frauen", herausgegeben von Georges Duby und Michelle Perrot, umfasst alle Epochen. Herkömmliche Periodisierungsvorstellungen werden aufgelöst und Grundfragen der Geschlechtergeschichte angesprochen. Der Sammelband "Was sind Frauen, was sind Männer", Herausgeberin ist Christiane Eifert, stellt die Frage, wie man in der Geschichtswissenschaft dekonstruktivistisch arbeiten kann.

Signori: Tja, wenn ich einleitend schon so häufig den Namen Caroline Bynum erwähnt habe, dann bleibe

ich auch dabei. Bloß, dafür muss man es halt auf sich nehmen, Englisch zu lesen. Wärmstens empfehlen würde ich auch die Arbeiten von Christiane Klapisch-Zuber und der US-amerikanischen Historikerin Natalie Zemon Davis. Fast alle Bücher von Davis sind ins Deutsche übersetzt worden, bei Klapisch-Zuber leider nur ein Teil ihrer Aufsatzsammlung. Natalie Zemon Davis beschäftigt sich allerdings nicht mit dem Mittelalter, sondern mit der Frühen Neuzeit.

Stollberg-Rilinger: Ein klassisches, positives Beispiel für Frauengeschichte ist das Buch von Heide Wunder "Er ist die Sonn', sie ist der Mond" über Frauen in der Frühen Neuzeit. Locker geschrieben und lesenswert. Gisela Bock hat einen Aufsatz mit dem Titel "Geschichte - Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte" veröffentlicht (*Geschichte und Gesellschaft* 14, 1988). Das ist ein früher, programmatischer Essay, der überzeugend die Vorteile des neuen Ansatzes erläutert. Im Bereich der Männergeschichte gibt es von Martin Dinges einen Sammelband "Hausväter, Priester, Kastraten" über Männlichkeit in Mittelalter und Früher Neuzeit. Interessant ist, dass hier Männer an den Grenzen thematisiert werden, keine knallharten Kerle wie Ritter oder Soldaten.

Owarz: Diese harten Männer tauchen dann bei Thomas Kühne auf. Dessen Sammelband "Männergeschichte – Geschlechtergeschichte" möchte ich empfehlen, weil er ein gleichsam exotisches Thema auf die Agenda gesetzt hat. Gefragt wird nach der Bedeutung von Männlichkeit für Bereiche, die bislang kaum als geschlechtsspezifisch bestimmt wahrgenommen wurden.

Das Gespräch führte Christiane Streubel.



Von Menschen und Maschinen

MTA-Ausbildungen an der Universität Münster

Zu den medizinischen Berufen zählen die Ärztin und die Krankenschwester - dieses „Basiswissen“ begleitet uns spätestens seit der Kindergartenzeit. An ein drittes Arbeitsgebiet wird eher selten gedacht, dafür ist schon die etwas sperrige Berufsbezeichnung verantwortlich. Die Medizinisch-Technischen Assistentinnen und Assistenten (MTA) sind dessen ungeachtet für einen geregelten Klinikbetrieb unverzichtbar. Im Unterschied zu anderen technischen Arbeitsbereichen gilt die Tätigkeit als MTA nach wie vor als klassischer „Frauenberuf“. Dies liegt nicht zuletzt an den Ursprüngen dieses Arbeitsfeldes, das in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts als standesgemäßer Beruf für Absolventinnen „höherer Töchterschulen“ entstanden ist. Angeblich typisch weibliche Eigenschaften wie Hilfsbereitschaft, eine gewisse manuelle Geschicklichkeit sowie die Bereitschaft zur Assistenzarbeit ließen Frauen für den Einsatz an Labortischen und Röntgenapparaten besonders geeignet erscheinen.

Die Münsteraner MTA-Schulen

In Münster können sich seit 1926 junge Frauen – und natürlich auch Männer – zur MTA ausbilden lassen. Von der höheren Töchterschule haben sich Berufsbild und Ausbildung heutzutage allerdings weit entfernt. Die Arbeit ist technisch anspruchsvoll und erfordert in bestimmten Bereichen große Eigenverantwortung. Für die Berufswahl der meisten Schülerinnen ist vor allem das Interesse an einer vielseiti-

gen Tätigkeit im medizinischen Bereich ausschlaggebend. Die zunehmende Spezialisierung der unterschiedlichen Arbeitsfelder führte 1972 zu einer Auffächerung des Ausbildungsganges in mehrere eigenständige Zweige. In Münster werden seitdem an zwei Schulen Laboratoriums- (MTLA) und Radiologieassistenten (MTRA) ausgebildet.

Spezialisierte Ausbildung

„Die beiden Berufe sind wirklich sehr unterschiedlich und haben bis auf einige Kernfächer auch in der Ausbildung nur wenig gemeinsam“, betont Edeltraut Anthon, die leitende Lehrerin der MTRA-Schule. Für zukünftige Laborassistentinnen stehen die Untersuchungsmethoden für die Körperstoffe des Menschen – Zellen, Gewebe, Mikroorganismen und Blut – auf dem Stundenplan. Exaktes Arbeiten mit Präzisionsinstrumenten wie dem Mikroskop und die Verwendung teurer Rohstoffe und Reagenzien erfordern konzentrierte Aufmerksamkeit. Die Radiologie-Azubis hingegen befassen sich mit allen medizinischen Bereichen, die mit Strahlen zu tun haben. Sie erlernen das Arbeiten mit den Großgeräten. Röntgenapparat und Computertomograph sind die charakteristischen Maschinen für diesen Beruf. Ein weiterer Schwerpunkt der Ausbildung ist der Strahlenschutz. Claudia Potratz, MTRA-Schülerin im zweiten Ausbildungsjahr, hatte bereits in Eisenhüttenstadt eine Laborausbildung absolviert, als sie sich in Münster an der MTRA-Schule bewarb. „In der Radiologie habe

ich direkten Kontakt zum Patienten, das ist mir wichtig“, hebt Claudia Potratz hervor. Im Gegensatz zu ihrer ersten Ausbildung verlaufen in Münster Theorie- und Praxisunterricht nicht in Blöcken, sondern parallel. „Da kann man das theoretisch Gelernte am gleichen Tag noch praktisch ausprobieren und vergisst es nicht so leicht“, freut sich die 23-jährige.

Berufliche Perspektiven

Claudia Potratz sieht ihre berufliche Zukunft am ehesten im Krankenhaus, denn dort gibt es für Radiologieassistentinnen die Möglichkeit, Patienten in der Strahlentherapie über einen längeren Zeitraum zu betreuen. Außer an Krankenhäusern findet diese Berufsgruppe auch in Arztpraxen und in der Industrie Arbeit. Laborassistentinnen sind vor allem in Fachlabors, Gesundheitsämtern, Industrie und Forschung tätig. Eine Arbeit in der Forschung fänden Stefanie Parkhof und Barbara Heitplatz besonders attraktiv. Die beiden Auszubildenden im zweiten MTLA-Lehrjahr interessieren sich speziell für Mikrobiologie – „da muss noch viel von Hand erledigt werden. Das ist interessanter als nur Knöpfe zu drücken“, sagen sie. „In der mikrobiologischen Forschung können die medizinisch-technischen Assistentinnen außerdem viel mehr selbstständig experimentieren und Eigenverantwortung übernehmen.“ Das Besondere am Beruf der Laborassistentinnen und -assistenten erläutert Marlies Korte, leitende Lehrerin der MTLA-Schule: „Es

existieren erfreulicherweise zahlreiche Möglichkeiten der Weiterqualifizierung und Spezialisierung, die Aufstiegschancen bieten.“ An der Münsteraner Schule kann bereits während der Ausbildung mit einer anerkannten Zusatzqualifikation in der gynäkologischen Zytologie (Zellenlehre) begonnen werden. Die MTRA-Schule kann so etwas derzeit noch nicht bieten. „Ein staatliches Weiterbildungssystem, das auch eine finanzielle Verbesserung der spezialisierten MTRAs beinhaltet, fehlt bislang weitgehend“, bedauert Anthon.



Der Mensch unter dem Mikroskop: Münsteraner Laborassistentinnen im Zellkunde-Unterricht.



Kurz vor dem Durchleuchten: Schülerinnen des ersten Ausbildungsjahres üben die Vorbereitung einer Röntgenaufnahme.

Talente gesucht

Gemeinsames Problem beider Ausbildungsgänge ist es gegenwärtig, genügend qualifizierten Nachwuchs zu finden. Zwar bewerben sich im Jahr durchschnittlich zwei bis drei junge Frauen (und gelegentlich auch Männer) für die dreijährige Ausbildung. Mehr und mehr Bewerberinnen und Bewerber bringen jedoch eher ungünstige Voraussetzungen für die Ausbildung mit: „Naturwissenschaftliche Interessen und Fähigkeiten“, so die leitende Lehrerin der MTLA-Schule Marlies Korte, „sind für die medizintechnischen Berufe einfach ein Muss.“ Beide MTA-Schulen werben daher gezielt in Schulen und Arbeitsämtern für ihr Metier, um die zwanzig Radiologie- und 48 Laborschulplätze an der Universitätsklinik mit begabten jungen Menschen zu besetzen. Auch Stefanie Parkhof und Barbara Heitkamp haben auf diese Weise von den Ausbildungsmöglichkeiten an der MTLA-Schule erfahren, während Claudia Potratz auf Empfehlung einer Verwandten nach Münster kam. Der gute Ruf der Schule und die Nähe zu den Universitätskliniken haben den Ausschlag für Münster gegeben, so der einhellige Tenor der drei Azubis. Die Angliederung an das Universitätsklinikum ist besonders für die Radiologieausbildung wichtig, da die Schülerinnen und Schüler dort an den Großgeräten üben können. Beide MTA-Ausbildungen sehen außerdem ein Krankenhauspraktikum vor. Die Azubis können auf diese Weise nicht nur Praxiserfahrung sammeln, sondern auch Kontakte zu einem potentiellen Arbeitgeber knüpfen.

Astrid Haas

Kontaktadressen

Schule für

Medizinisch-Technische Laboratoriumsassistenten

Robert-Koch-Str. 31
48129 Münster
Tel.: 0251 / 83-56 41 9
E-mail: mtlaschule@uni-muenster.de
Homepage: <http://medweb.uni-muenster.de/ausbild/schulen/mtla/>

Schule zur Ausbildung für

Medizinisch-Technischer Radiologie-Assistenten

Haus Rosenbach
Waldeyerstr. 1
48129 Münster
Tel.: 0251 / 83-56 16 7
E-mail: mtraschule@uni-muenster.de
Homepage: <http://medweb.uni-muenster.de/institute/mtar/>

Weitere Informationen sind auf der Homepage der Medizinalfachschulen des Universitätsklinikums Münster abrufbar unter <http://medweb.uni-muenster.de/ausbild>

Universitätssekretärinnen verdienen mehr

Personalratsmitglied Sibylle Claßen über Entgeltdiskriminierung im BAT

Man sollte meinen, dass gleicher Lohn für gleiche Arbeit - zumindest im öffentlichen Dienst – mittlerweile selbstverständlich ist. Ein Mann in der Vergütungsgruppe VIb verdient schließlich genau so viel wie eine Frau in der gleichen Vergütungsgruppe. Ist die ganze Diskussion um Entgeltdiskriminierung bloß viel Lärm um nichts? Sicherlich nicht, denn die Diskriminierung ist seit vierzig Jahren im Bundes-Angestelltentarifvertrag (BAT) gewissermaßen schon eingebaut. Auf dem Prüfstand steht derzeit die Frage, ob Universitätssekretärinnen nicht eigentlich aufgrund ihrer Leistungen eine höhere Entlohnung verdienen.

Keine konkreten Arbeitsplatzbeschreibungen

Einer der wesentlichen Mechanismen zur Abwertung der Frauenarbeit besteht nach wie vor darin, dass nicht die konkreten Arbeitstätigkeiten von Frauen analysiert werden, sondern dass eine Frau vielmehr als ganze Person gesehen wird, als solche eingesetzt und dann dem gesellschaftlichen Wert und der gesellschaftlichen Funktion ihres Geschlechts entsprechend niedriger bezahlt wird. In einer Untersuchung von Assistenzberufen mit dem Titel "Frauen zwischen Zuarbeit und Eigensinn" analysierte Ursula Holtgrewe 1997 die Unterbewertung weiblicher Assistenzarbeit als "ungleichen Tausch". In diesem Tauschgeschäft wird die Leistung einer Sekretärin nicht als fachliche Leistung bewertet. Sie wird als unentbehrlich bezeichnet und im Einsatz all ihrer persönlichen

Kompetenz geachtet. Es spielt aber keine Rolle, was sie konkret leistet. Der Nachteil dieser Sichtweise ist, dass konkrete Analysen und detaillierte Arbeitsbeschreibungen fehlen.

Neubewertung der Arbeit

Die konkrete Analyse von Tätigkeiten ist notwendig, um den Wert der von Frauen geleisteten Arbeit überhaupt erfassen zu können. Als gewerkschaftlich organisierte Frauen in der ÖTV begannen, ihre Arbeit konkret zu beschreiben, stießen sie sehr schnell auf die Diskrepanz des von ihnen ermittelten Anforderungsprofils ihrer Arbeit mit den tariflich vereinbarten Merkmalen für diese Arbeit. Wenn Sekretärinnen die "unsichtbaren Anteile" ihrer Arbeitsleistung sichtbar machen, nennen sie Aufgaben wie: Mitdenken und Umsicht walten lassen, Fehler ausbügeln, Expertin für Informelles sein, Kompensationsarbeit durch Vertrauen schaffen, Klima verbessern, Spezialistin für Ambivalenz und Flexibilität sein sowie Kommunikationsanforderungen durch verschiedenartige Klienten und Klientinnen erfüllen (vgl. Holtgrewe 1997). Eine Konfrontation der detailliert beschriebenen Arbeitsanforderungen mit den gängigen tariflichen Merkmalen der Arbeitsbewertung zeigt, dass diese ergänzungsbedürftig sind. Allen gängigen Arbeitsbewertungssystemen ist gemeinsam, dass sie soziale Qualifikationen bzw. soziale Anforderungsdimensionen vernachlässigen. Untersuchungen haben jedoch gezeigt, dass Anforderungen sozialer Art in jeder Berufsausbildung vorhanden sind, egal, auf welche sachlichen und fachlichen Inhalte sich die Arbeit bezieht.

Die AG Gender bei ver.di

Die Arbeitsgruppe Gender der Bundestarifkommission öffentlicher Dienst hat auf einer Klausurtagung im November 2001 das Papier "Anforderungen an ein einheitliches Tarifrecht für den öffentlichen Dienst unter Gender-Gesichtspunkten" in die Diskussion eingebracht. Darin fordert die AG Gender als Grundsätze für ein neues Eingruppierungssystem:

- *Rechtskonforme Gestaltung des neuen, einheitlichen Tarifrechts*

Das europäische und nationale Recht zur Entgeltgleichheit, welches für die deutschen Arbeitsgerichte verbindlich ist, ist umzusetzen.

- *Durchschaubarkeit und Überprüfbarkeit*

Sowohl für die Betroffenen als auch für die Interessenvertretungen (und Arbeitsgerichte) muss es möglich sein, zu überprüfen, worauf Entgeltunterschiede zwischen Frauen und Männern beruhen, sie müssen also objektive Merkmale enthalten.

- *Vollständige Berücksichtigung aller bedeutenden Anforderungsmerkmale*

Die Nichtberücksichtigung bzw. unzureichende Berücksichtigung von Tätigkeitsmerkmalen gehört zu den wichtigsten diskriminierenden Mechanismen in Tarifverträgen. Daher sind alle bedeutenden Anforderungsmerkmale von frauen- und männerdominierten Tätigkeiten im neuen Tarifrecht angemessen zu berücksichtigen.

- *Gleiches Entgelt für gleichwertige Arbeit*

Es muss ermittelt werden, ob Tätigkeiten von gleichem Wert sind. Die Feststellung der Gleichwertigkeit ist nur mit einem diskriminierungsfreien Arbeitsbewertungsverfahren möglich. Zur Ermittlung der Gleichwer-



tigkeit bedarf es Arbeitsbeschreibungen, welche die bedeutenden Anforderungen der Tätigkeiten erfassen. Was nicht beschrieben ist, kann auch nicht bewertet bzw. entlohnt werden.

- ***Einheitlicher Bewertungsmaßstab für alle Tätigkeiten***

Es sind gemeinsame Merkmale für männer- und frauendominierte Tätigkeiten zu finden. Eingruppierungssysteme müssen dieselben Kriterien verwenden, unabhängig davon, ob die Arbeit von einer Frau oder einem Mann verrichtet wird.

- ***Überschneidungsfreie, geschlechtsneutrale und eindeutig beschriebene Eingruppierungsmerkmale***

Die Differenzierungskriterien müssen diskriminierungsfrei auslegbar sein und ausgelegt werden. Kriterien dürfen nicht so interpretiert werden können, dass sie u. U. ein Geschlecht begünstigen (z. B. Verantwortung nur als "Führungsverantwortung").

Die Hauptmerkmale der Eingruppierung sollen sein:

- ***Können (Kenntnisse und Fähigkeiten) der auszuübenden Tätigkeit***

Hierunter fallen nicht nur fachliche Anforderungen im engeren Sinne, sondern auch Anforderungen wie Planen und Organisieren.

- ***Verantwortung***

Tätigkeiten im öffentlichen Dienst sind durch vielfältige Verantwortung geprägt, so u. a. durch Verantwortung für die Arbeitsergebnisse anderer Personen, für menschliches Leben, für Finanzen und Sachmittel sowie für die Umwelt.

- ***Psycho-soziale Anforderungen***

Prägend sind oftmals Anforderungen an Kommunikationsfähigkeit, Zusammenarbeit/Kooperationsfähigkeit, Einfühlungsvermögen, aber auch belastende psycho-soziale Bedingungen.

- ***Physische Anforderungen***

Hierzu gehören nicht nur Anforderungen an die Muskelkraft oder die Bewegungspräzision. Nach wie vor gibt es tätigkeitsbedingte belastende, arbeitszeitliche oder physische Bedingungen.

Die Bedeutung für universitäre Arbeitsplätze

Diese Forderungen sind zunächst sehr abstrakt formuliert. Was bedeutet es, wenn man es auf die Arbeitsplätze an der Universität bezieht? Anschaulich wird dies, wenn man eine Berufsgruppe exemplarisch herausgreift. Institutssekretärinnen werden im Allgemeinen nach BAT in die Vergütungsgruppen VII bis VIb eingruppiert. Die Tätigkeitsmerkmale der Vergütungsgruppe VII sind im BAT folgendermaßen definiert: "Angestellte im Büro-, Buchhalterei-, sonstigen Innendienst und im Außendienst, deren Tätigkeit gründliche und vielseitige Fachkenntnisse erfordert."

Für die Vergütungsgruppe VIb lautet der Text:

"Angestellte im Büro-, Buchhalterei-, sonstigen Innendienst und im Außendienst, deren Tätigkeit gründliche und vielseitige Fachkenntnisse und mindestens zu einem Fünftel selbstständige Leistungen erfordert." Es sei angemerkt, dass man es allgemeiner als im Allgemeinen Teil des BAT nicht formulieren kann.

Eine Hochschulsekretärin hat in der Regel vielfältige Aufgaben: Sie ist Anlaufstelle für alles und jeden, filtert Wichtiges von Unwichtigem, sortiert Anfragen, beantwortet vieles eigenverantwortlich, koordiniert und erinnert an Termine. Sie muss das Sekretariat selbstständig organisieren, das bedeutet Außenkontakte mit anderen Universitäten, mit Verlagen, mit Bibliotheken, zudem Innenkontakte mit Studierenden, Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, mit der Verwaltung. Sie überwacht und verausgabt die Haushaltsmittel, verwaltet Drittmittel, erledigt die Korrespondenz, erstellt druckfertige Layouts von Publikationen (mit Formeln, Tabellen, in Fremdsprachen), organisiert Tagungen, recherchiert im Internet, wendet institutsspezifische Softwareprogramme an, leitet studentische Hilfskräfte an, berät Studierende und vieles mehr.

Sicherlich kann man nicht

behaupten, dass diese Arbeit von Lehrenden und Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern nicht anerkannt werden würde. Oft genug loben Vorgesetzte "ihre" Sekretärin lautstark für Engagement und Arbeitsleistung, aber diese Anerkennung ist leider nicht eingruppierungsrelevant. All die erforderlichen Fähigkeiten spiegeln sich kaum in den oben zitierten Tätigkeitsmerkmalen wider. "Besondere Verantwortung"? Dieses Tätigkeitsmerkmal wird erst ab der Vergütungsgruppe IVb berücksichtigt. "Besondere Schwierigkeit"? Wird erst ab Vergütungsgruppe IVa relevant. Schon "selbstständige Leistungen" sind ein Problem, denn diese erfordern nach BAT "ein den vorausgesetzten Fachkenntnissen entsprechendes selbstständiges Erarbeiten eines Ergebnisses unter Entwicklung einer eigenen geistigen Initiative". Aus tariflicher Sicht fallen selbstständige Leistungen im Institutssekretariat demnach eigentlich nicht an, denn man arbeitet ja weisungsgebunden für den Professor oder die Professorin. Diese Beispiele belegen, wie dringend der seit ca. vierzig Jahren fast unverändert gültige BAT überarbeitet werden muss. Die Chance ist zumindest vorhanden, denn die EU-Entgeltrichtlinie verbietet uneinheitliche und untransparente Bewertungssysteme wie sie im BAT angewendet werden. In England haben Sekretärinnen mit Massenklagen jetzt eine Reform ihres Tarifsystems erstritten (vgl. TAZ vom 15.5.2002). Für mich als Gewerkschaftsmitglied bleibt zu hoffen, dass in Folge der gegenwärtigen Diskussion um ein einheitliches Tarifrecht und um die Neugestaltung des BAT das Thema Entgeltdiskriminierung von Seiten der Arbeitgeber und der Gewerkschaften nun endlich angegangen wird.

Sibylle Claßen





Take pride in the work you do

**Claudia Meyer leitet das
Geschäftszimmer des Institu-
tuts für Mineralogie**



Claudia Meyers Arbeitsgebiete stehen für das gewandelte Berufsprofil einer Institutssekretärin.

Die Interviewsituation ist ungewöhnlich: nicht im ruhigen Tete-a-tete ohne störende Telefonate oder unangemeldete Besucher, die von der Sekretärin auf eine späteren Zeitpunkt vertröstet werden. Denn die Gesprächspartnerin selbst ist die Sekretärin. Schon nach fünf Minuten – es ist 8 Uhr 55 an einem Montag morgen – klingelt zum erstenmal das Telefon. Claudia Meyer greift zum Hörer: „Es muss ja immer ein Ansprechpartner da sein.“ Kontinuierlich betreten Mitarbeiter des Instituts mit freundlichen Nachfragen das kleine Büro. Eine neue wissenschaftliche Assistentin erkundigt sich nach dem „korrekten Ausfüllmodus“ für einen Reisekostenantrag, ein anderer Kollege muss einen defekten Bildschirm reklamieren und bekommt rasch das entsprechende Rechnungsformular überreicht, ein Doktorand fragt „nach diesen schicken Folien-“

schreibern”, die irgendwo im Materialschrank verborgen sind. An der Tür hängt zwar ein Schild mit den Sprechzeiten des Geschäftszimmers. 9 Uhr bis 11.30 Uhr ist dort verzeichnet. “Das wurde allerdings schon im Vorstellungsgespräch relativiert, als ich mich vor zwei Jahren um diese Stelle bewarb”, erinnert sich die 40-jährige lächelnd. “Tatsächlich sollte man hier rund um die Uhr zur Verfügung stehen.” In diesem Moment betritt der Direktor des Instituts, Professor Andrew Putnis, das Büro. Schnell wechselt Claudia Meyer ins Englische, denn Professor Putnis stammt aus Australien. Das ist für sie eine einfache Übung, da sie ursprünglich als Fremdsprachensekretärin angestellt wurde und die Sprache fließend beherrscht.

Organisieren als Passion

Auf Claudia Meyers Biographie passt der Ausdruck ‚bewegtes Leben‘. Der Vater arbeitete für die Vereinten Nationen, die Weltbank und die Europäische Union und die Tochter reiste mit der Familie. Geboren und aufgewachsen ist Claudia Meyer in Wien, weitere Stationen führten sie nach Kamerun und auf die Philippinen, wo sie amerikanische Schulen besuchte. Ihr Abitur legte sie dann allerdings in Münster ab. Während des Studiums an der Universität Münster ergab sich die Gelegenheit, als Trainee im Bereich Management und Marketing in die USA zu gehen. Das wurde der Einstieg ins Berufsleben: Claudia Meyer arbeitete für das renommierte Hotelunternehmen *Marriott*; zuerst als Trainee in Houston/Texas, dann als

Sales Assistant in Frankfurt am Main. 1994 kehrte sie nach Münster zurück, war in der Domstadt als Sekretärin und danach in Telgte als Assistentin der Geschäftsleitung für ein amerikanisches Unternehmen tätig. In diesen ereignisreichen Jahren entwickelten sich die beruflichen Vorlieben: der internationale Kontakt mit Menschen und eine Passion für das Organisieren, Planen und Umsetzen. „Das hat man mir anscheinend in die Wiege gelegt. Ich habe schon als kleines Kind Haushaltspläne aufgestellt. Heute behauptet meine Mutter von mir, ich sei ein Workaholic, aber ich denke, man verbringt bei der Arbeit die meiste wache Zeit und das sollte Spaß machen.“

Universitätssekretärin an der WWU

Am Institut für Mineralogie hat Claudia Meyer das geeignete Arbeitsfeld für ihre Begabungen gefunden. Denn als ihr Professor den Posten des geschäftsführenden Direktors übernahm, hat sich ihr Aufgabenbereich immens erweitert. „Die Arbeit einer Institutssekretärin hat sich in den letzten Jahren grundsätzlich sehr gewandelt. Man kann sagen, es gibt eine neue Generation von Sekretärinnen, die viel selbstständiger arbeiten und große Verantwortung tragen.“ Die Bezeichnung ‚Assistenz der Geschäftsführung‘ existiert im Hochschulbereich nicht, obwohl Claudia Meyer am Institut für Mineralogie gewissermaßen dieses Aufgabenprofil ausfüllt. In diesem Jahr hat Claudia Meyer, als ein Mitarbeiter krank wurde, die Kontrolle des Haushalts



übernommen und den Finanzierungsplan des Instituts aufgestellt. Sage und schreibe 26 Drittmittelprojekte verwaltet die 40-jährige zur Zeit. "Die Wissenschaftler sind mit Forschung und Lehre schon über Gebühr ausgelastet. Für viele ist das Institut des zweiten Zuhause, da gehen häufig erst um 23 Uhr die Lichter aus. Für Verwaltungsangelegenheiten bleibt da wirklich so gut wie kein Raum mehr", berichtet Claudia Meyer, die sich zum Ziel gesetzt hat, die Kollegen von der Verwaltungsarbeiten so weit wie möglich zu entlasten. "Im Institutsbereich ist das Berufsprofil einer Sekretärin sicherlich nicht einheitlich und variiert je nachdem, welche Aufgaben die Leitung einem anvertrauen möchte", aber, so sieht es Claudia Meyer: Die Sekretärin als Schreibkraft ist passé. "Völlig verschwunden aus der traditionellen Sekretärentätigkeit ist bei uns im Institut das Abtippen von Manuskripten oder das Erstellen von Schriftstücken nach Diktat. Unsere Wissenschaftler stellen die druckfertigen Vorlagen selbst her." Stattdessen arbeitet Claudia Meyer derzeit in Eigenregie daran, für die über hundert Personalakten eine computergestützte Datenbank aufzubauen, denn bei ihrem Stellenantritt fand sie noch das alte Karteikartensystem vor.

Kommunikativer Dreh- und Angelpunkt

Und natürlich läuft immer auch das Tagesgeschäft weiter. "Wir kommen hier nicht dazu, Kreuzworträtsel zu lösen", sagt die 40-jährige verschmitzt. Wenn Claudia Meyer einen Gang über die Flure macht, kehrt sie nicht selten mit "etwa dreißig Anfragen" in ihr Büro zurück. Anträge für neue Forschungsprojekte und Be-

richte über laufende Projekte müssen termingerecht fertiggestellt werden. Claudia Meyer erinnert die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an die Abgabefristen und vervollständigt die Bewerbungen, falls etwas fehlt. Dazu kommen die telefonischen Anfragen von außen, die koordiniert und weitergeleitet werden müssen. Beispielsweise wenn das Mineralogische Museum eine neue Ausstellung präsentiert oder Journalisten nach der aktuellen Veröffentlichung eines Professors fragen. "Und manchmal ruft mich auch jemand an, der einfach den Unterschied zwischen einem Gestein und einem Mineral wissen will", lacht die Institutssekretärin. Die Leiterin des Geschäftszimmers versteht sich auch als Bindeglied zwischen Institutsleitung und Universitätsverwaltung. "Denn hier sorgen die Bedürfnisse der Wissenschaftler einerseits und die strengen Richtlinien für die zentrale Verwaltung auf der anderen Seite nicht selten für Kommunikationsstörungen." Ein vermittelnder Brief hat da schon so manches Missverständnis aufgeklärt.

Internationale Betreuungsarbeit

Neben der Verwaltung, der Buchführung und dem Personalwesen kümmert sich Claudia Meyer zudem um die ausländischen Wissenschaftler am Institut, die aus Japan, Dänemark, Indien, Spanien, Griechenland und Russland stammen. Das ist ein Ausgleich zu der Arbeit mit Zahlen, Statistiken und Akten, denn Claudia Meyer ist die erste Kontaktperson für die neuen Kollegen und Kolleginnen, wenn diese in Deutschland ankommen. Sie kümmert sich um den Anschluss an die Arbeitsgruppe, denkt über eine Kontaktperson nach, die als Betreuer passend ist, und ver-

mittelt die erste Begegnung. Häufig begleitet die 40-jährige die ausländischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bei ihren Gängen auf die verschiedenen Ämter. "Da heißt es höllisch aufpassen, wenn der Aufenthalt reibungslos verlaufen soll. Wir brauchen Visa und Steuerkarte, müssen ein Konto eröffnen, eine Wohnung organisieren und die Krankenversicherung unter Dach und Fach bringen."

Berufsstolz

Das Geschäftszimmer wird nicht selten als „Nabel eines Instituts“ bezeichnet. Die 40-jährige möchte diesen Ausspruch mit Inhalt füllen und eine Ansprechpartnerin für alle Probleme und Fragen sein. "Von einem Professor habe ich einmal den Ausspruch gehört ‚Meine Sekretärin organisiert mich‘. Das halte ich für eine schöne Form, Anerkennung auszudrücken." Claudia Meyer schätzt vor allem die Vielseitigkeit und Eigenständigkeit ihrer Arbeit. "Das Gehalt könnte allerdings besser sein." Sie wird nach BAT VIb bezahlt. Der Institutedirektor unterstützt ihre Bemühungen um eine höhere Eingruppierung, denn die verantwortungsvollen Arbeiten sollen entsprechend honoriert werden. "Natürlich ist es auch persönlichkeitsbedingt, dass ich hier so viele Tätigkeitsbereiche übernehmen konnte und wollte. Jede Sekretärin sollte da ihren eigenen Weg finden", bilanziert Claudia Meyer. "Mich hat meine Arbeit in der freien Wirtschaft anscheinend doch sehr beeinflusst. Das amerikanische Motto *Take pride in the work you do* hat mir schon immer gefallen."

Christiane Streubel

Und sie bewegen sich doch

Professorin Karin Böllert vermittelt zwischen Wissenschaft und Politik

Panta rheo - Alles ist in Bewegung, konstatierte schon der griechische Philosoph Heraklit. Karin Böllert, Professorin für Sozialpädagogik an der Universität Münster, übersetzt diesen Ausspruch in ihr kämpferisches Credo: "Im Prinzip halte ich nichts für nicht veränderbar. Mein Beruf bedeutet für mich, die Herausforderungen des Wandels in unserer Gesellschaft anzunehmen und selbst etwas zu bewegen."



Professorin Karin Böllert setzt Impulse für gesellschaftlichen Wandel.

Am runden Tisch

Ist die öffentliche Meinung in garstiger Stimmung, so lautet ihr liebster Vorwurf an die Wissenschaft, sie hocke im Elfenbeinturm und wisse rein gar nichts von der realen Welt. Die Münsteraner Erziehungswissenschaftlerin Karin Böllert liefert mit ihrer Biographie schlagkräftige Gelegenargumente. Die 44-jährige Professorin nimmt die politikberatende Funktion der Wissenschaft ernst und hat infolge des Leitgedankens, universitäre Forschungserkenntnisse in gesellschaftliche Praxis umzusetzen, schon an zahlreichen runden Tischen gesessen. Dieser Eindruck entsteht bereits beim ersten Telefonat: Karin Böllert findet in ihrem Terminkalender nur mühsam zwei Stunden Interviewzeit. Denn seit Anfang des Jah-

res 2002 ist sie, wie sie selbst gut gelaunt formuliert, "als Handlungsreisende in Sachen Bundesjugendbericht" unterwegs, dessen elfte Fassung sie mitgestaltet hat. "PISA" und "Erfurt" haben die Nachfrage nach der Expertin für Kinder- und Jugendhilfe exponentiell ansteigen lassen.

Generation ohne Namen

"Bis vor kurzem redeten Sozialpolitiker beinahe ausschließlich über die Sozialversicherung. Sind die Renten sicher? lautete die meistgestellte Frage. Erst mit PISA und Erfurt ist das Interesse für die jungen Menschen wieder gewachsen", berichtet die Münsteraner Professorin. Die Jugendforschung verzichtet heutzutage darauf, der jetzigen Generation ein einheitliches Etikett anzukleben. Die "skeptische Generation" der fünfziger Jahre, der "Null-Bock-Jugendliche" der Achtziger oder die postmoderne "Generation X" am Ende des 20. Jahrhunderts - solche Generaldiagnosen der Jugendsituation werden mittlerweile vermieden. Stattdessen verweist man auf die innere Differenzierung von Jugendkulturen, wie Böllert positiv hervorhebt.

Erfurt – Einzelfall und Symptom

Karin Böllert warnt nach Erfurt vor politischen Schnellschüssen, denn in vielerlei Hinsicht sei dieses Ereignis ein Einzelfall und nur unter bestimmten Gesichtspunkten ein Symptom für gesamtgesellschaftliche Zustände. Karin Böllert hat sich besonders über Medien-Kommentare geärgert, die der Familie des Täters die alleinige Schuld zuwiesen. "Noch immer geht man davon aus, dass Familien quasi naturwüchsig in der Lage sind, die vielfältigen Erziehungsleistungen zu bewältigen. Das

bedeutet in der heutigen Zeit eine ungerechte Überforderung." Der 11. Bundesjugendbericht steht unter der Überschrift "Aufwachsen in öffentlicher Verantwortung" und wirbt für eine Unterstützung und Ergänzung der Familiensozialisation durch öffentliche Institutionen. Die Münsteraner Professorin berichtet amüsiert, dass ihr daraufhin der Vorwurf gemacht wurde, sie würde eine Verstaatlichung der Erziehung propagieren. "Das ist natürlich Unsinn. Man muss einfach akzeptieren, dass die Erziehung schwieriger geworden ist. Das Leben der Jugendlichen ist ganz anders als das ihrer Eltern. Die sozial-stabilen Milieus lösen sich immer mehr auf. Es gibt wesentlich mehr Instanzen, die an der Sozialisation beteiligt sind: Kindergarten und Schule, die Gleichaltrigen und die Medien- und Konsumwelt."

Alle reden über PISA

"An PISA führt heute kein Weg mehr vorbei. Sie ist eine der ganz wenigen wissenschaftlichen Studien, denen das gelungen ist", urteilt Böllert. Es wäre allerdings nach ihrer Ansicht grundfalsch, nun die Kindergärten zu einer Vorschule zu machen, um zukünftig bessere Werte zu erzielen. Hier müssten Fertigkeiten jenseits einer Leistungssituation vermittelt werden, fordert die 44-jährige. "Ich denke vor allem an das Sozialverhalten und an multikulturelle Herausforderungen im menschlichen Miteinander. Wenn man außerdem die Schulen von einem reinen Lern- zu einem Lebensort machen möchte, dann braucht man dafür finanzielle Mittel. Sonst bleiben das Lippenkenntnisse." In Finnland, das nun als Musterland gilt, baue man auf Individualität, weniger Selektion und ein besseres soziales Klima. "Die

Ansprache der jungen Menschen als Personen ist im System vorgesehen, nicht nur die reine Wissensvermittlung. Die Lehrerinnen und Lehrer werden darin unterstützt, sich als Team zu sehen und müssen nicht als Einzelkämpfer vor die Klasse treten.“ Für die Erziehungswissenschaftlerin hat PISA eine Debatte ausgelöst, die lange überfällig war.

Start in die Wissenschaft

Karin Böllert hat ihre wissenschaftliche Karriere an der Universität Bielefeld begonnen. Sie war die erste Frau, die am Fachbereich Erziehungswissenschaften promovierte. „Trotzdem ist mein Weg recht geradlinig verlaufen, obwohl ich mich anfangs gegen eine wissenschaftliche Laufbahn gesträubt habe.“ Ihr Doktorvater förderte Karin Böllert, zunächst beinahe gegen ihren Willen, da ihr zu viele Kollegen im Elfenbeinturm zu sitzen schienen. Als junge Doktorandin fasste sie den Entschluss „Ich will zwar eine wissenschaftliche Karriere, aber ich will nicht so werden wie die.“ Bis heute hat sie sich an diese Selbstverpflichtung gehalten: „Wenn ich bürger-schaftliches Engagement fordere, kann ich mich selbst nicht entziehen.“

Im Osten viel Neues

Zu ihrer zweiten wissenschaftlichen Heimat wurde in den neunziger Jahren die Universität Rostock. Als die Mauer fiel, erhielt Karin Böllert die Gelegenheit, im Rahmen einer Vertretungsprofessur den Studiengang Erziehungswissenschaft in der Hansestadt mit aufzubauen. „An der Universität Rostock musste ich zuerst gegen drei Vorurteile ankämpfen: Ich war jung, eine Frau und kam aus dem Westen. Bei den ersten Begegnungen musste ich in der Regel immer erst

einmal klarstellen, dass ich die neue Professorin bin“, erinnert sich Karin Böllert. Trotzdem gelang es ihr recht schnell, sich den Respekt ihrer neuen Kollegen zu erwerben. „Erstens bin ich von Bielefeld nach Rostock umgezogen, habe also tatsächlich dort gelebt. Und dann profitierte ich von der allgemeinen Aufbruchsstimmung. Wir haben alle die Ärmel aufgekrempelt um den Diplomstudien-gang zu erneuern und zu erhalten. Es entstand schnell eine fantastische Solidarität unter den Lehrenden und Studierenden.“

Wieder im Team

Karin Böllert ist noch heute anzumerken, dass sie sich an der Universität Rostock sprichwörtlich pudelwohl fühlte. Dem Angebot einer C4-Professur in Münster konnte sie dann aber nicht widerstehen. „Die Ausschreibung passte hundertprozentig auf meinen wissenschaftlichen Lebenslauf. Ausschlaggebend war dann aber, dass sich in Münster endlich wieder die Gelegenheit zum fachlichen Austausch bot. In Mecklenburg-Vorpommern hatte ich die einzige Professur für Sozialpädagogik im gesamten Bundesland. Ich war die einzige Expertin auf weiter Flur und musste für ein Gespräch mit Fachkollegen immer weite Wege zurücklegen. In Münster kann ich nun mit einem sehr kollegialen Team aus Experten zusammenarbeiten.“

Eine Projekt-Auswahl

Böllerts neuestes Projekt ist der Aufbau eines Internetportals für ihr Fach. Es wird die Bezeichnung WIPOSA tragen, was für „Wissen-schaftsportal Soziale Arbeit“ steht. „Das wird ein Handbuch zur Sozialarbeit im Internet werden - plus Rezensionsteil, Informationen über

Weiterbildung, Tagungen, Diskussionsforen und einer Datenbank über Forschungsprojekte. Wir hoffen, dass dieser Service gerade auch für Studierende eine Hilfe sein wird.“ Karin Böllert freut sich auch auf ihr neues Amt als Gleichstellungsbeauftragte ihres Fachbereichs, denn ihr Interesse für Frauenpolitik und Geschlechterforschung besteht seit langem. Projekte über „Frauen und Sport“, „Sexuelle Gewalterfahrung“ und die „Lebenslagen ostdeutscher Mädchen und junger Frauen“ ziehen sich durch die gesamte Forschungsbiographie.

Und als Ausgleich zu Wissenschaft und Politik? Karin Böllert liest gerne – vor allem die Krimis des Schweden Henning Mankell mit dem melancholischen Kommissar Wallander -, lädt sich Gäste ein, die bekocht werden möchten, und fotografiert. Lieblingsmotiv ist die Landschaft in Mecklenburg-Vorpommern, denn am Wochenende ist sie noch oft in Rostock. Und bei all der Begeiste- rung und Lebendigkeit, mit der Karin Böllert über Wissenschaft, Arbeit und Freizeit berichtet, kann ihre Lebensmaxime nicht mehr überraschen: „Alles was ich tue, muss immer auch ein bisschen Spaß machen.“

Christiane Streubel

Magistra Aetatis

Hilde Hoff erwirbt ihren Studienabschluss im Alter von 80 Jahren

Unsere Vorstellungen vom Altern, dem alt werden und alt sein, sind unübersehbar im Wandel begriffen. Ursache hierfür ist nicht nur die demographische Entwicklung – immer mehr alte stehen immer weniger jungen Menschen gegenüber –, sondern auch die Tatsache, dass sich die Zeit des ‚Ruhestandes‘ zu einer neuen Lebensphase entwickelt hat. Ältere Menschen beteiligen sich zunehmend länger aktiv am gesellschaftlichen Leben. Sie übernehmen Ehrenämter, besuchen spezielle Seniorenkurse für Neue Medien oder beginnen als Gasthörerinnen und -hörer ein Studium im Alter – im Sommersemester 2002 waren es an der Westfälischen Wilhelms-Universität 2500 Senioren und Seniorinnen, dazu kamen 800 Personen, die mit über fünfzig Jahren ein ordentliches Studium aufgenommen haben. Die Münsteranerin Hilde Hoff allerdings ist auch unter diesen aktiven Älteren eine Ausnahmeerscheinung: Die heute 81-jährige lebt im Altenheim und hat im Februar 2002 ein reguläres Magisterstudium der Kommunikationswissenschaft erfolgreich abgeschlossen. Damit hat eine ungewöhnliche Frau nicht nur ihren Magister Artium erworben, sondern sich zugleich als Magistra Aetatis, als ‚Meisterin der Lebenszeit‘ erwiesen: Im neunten Lebensjahrzehnt hat Hilde Hoff sich einen ihrer Träume erfüllt, den sie in der Jugend noch zurückstellen musste.

Verpasster Lebenswunsch

Das Studium an der Universität Münster bedeutete für die geborene Münsteranerin die Rückkehr an eine frühere Wirkungsstätte. Denn nach einer Ausbildung zur Auslandskorrespondentin in Leipzig begann Hilde

Hoff 1949 ein Studium der Kunstgeschichte, Publizistik und Theaterwissenschaft in Münster sowie in München und West-Berlin. Kunst zu fördern, das war ihr (Berufs-)Ziel, sie hätte auch gerne promoviert. Aber es sollte zunächst nicht einmal zum erstrebten Magisterabschluss kommen. Ihre Mutter musste sich einer schweren Operation unterziehen. Hilde Hoffs Bruder, der als Farmer in Namibia lebte, konnte nicht helfen. So gab die einzige Tochter, die im Krieg als Schwesternhelferin für das Deutsche Rote Kreuz gearbeitet hatte, 1954 das Studium auf, um die Pflege ihrer Mutter zu übernehmen.

Von der Künstlerin zur (späten) Studentin

Auch ohne den akademischen Abschluss folgten Jahrzehnte der künstlerischen Betätigung. Hilde Hoff zeichnete, veröffentlichte einen Gedichtband und arbeitete als Illustratorin für die *Westfälischen Nachrichten* in Münster. Es war ein Leben für und mit der Kunst, aber als die Zeit des Ruhestandes kam, fehlte noch etwas zum ‚Gesamtkunstwerk‘. Da entstand die zündende Idee: ‚Noch einmal studieren!‘ Das Programm des *Studium im Alter*, das die Universität Münster seit 1986 anbietet, entsprach den Vorstellungen Hilde Hoffs allerdings nicht ganz, da sie nicht nur als Gasthörerin ausgewählte Veranstaltungen für ältere Menschen besuchen wollte. Das Studium sollte eine Retrospektive auf ihre praktischen Erfahrungen in der Kunst und im Journalismus werden. Im Wintersemester 1990/91 begann sie, noch ganz zwanglos, mit einigen Seminaren und Vorlesungen. Doch dann packte die Münsteranerin der Ehrgeiz – sie schrieb sich für

Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Germanistik und Kunstgeschichte als ordentlich Studierende ein. Damit hieß es für Hilde Hoff zum zweiten Mal in ihrem Leben Scheine erwerben und Hausarbeiten schreiben. ‚Extrawürste gab es nicht‘, erinnert sie sich. Außer wenigen Leistungsnachweisen in der Kommunikationswissenschaft wurden keine früheren Studienleistungen anerkannt. Sie musste in Kunstgeschichte und Germanistik ganz neu anfangen.

Interesse an den Themen der jungen Menschen

Als Exotin unter den ‚Jungen‘ fühlte sie sich nicht, zumal sie an der Sache interessiert war, und deswegen ihr ‚Augenmerk geradeaus gerichtet‘ habe. Außerdem kam es ihr auf den Austausch an, die Themen der jungen Leute interessierten sie. ‚An der Universität sind viele junge Menschen, hier im Altenheim sind nur ganz alte‘, lacht sie. Die Entscheidung für die Kommunikationswissenschaft als Hauptfach war daher kein Zufall: ‚Medien verkörpern den Fortschritt und gewinnen immer mehr an Einfluss. Die Kommunikationswissenschaft nimmt einen mit in die Zukunft. Das wünscht man sich ja als alter Mensch.‘ Vor diesem Hintergrund wäre eine eigenständige Seniorenuniversität, wie sie die NRW-Landesregierung derzeit in Ostwestfalen-Lippe plant, für Hilde Hoff keine Alternative gewesen. Entsprechend skeptisch reagiert sie auf diese Idee und hegt Zweifel an der Bandbreite der Lehre: ‚Das Internet zum Beispiel, so etwas wäre doch an einer Seniorenuniversität wahrscheinlich gar kein Thema.‘ Und außerdem gebe es doch wichtigere

Probleme in der Politik, als Universitäten zu gründen für Menschen, die nicht mal mehr berufstätig sein könnten. Dann doch lieber Seminare und Vorlesungen gemeinsam mit jungen Menschen besuchen, die ihre Enkel sein könnten. Zehn Jahre hat Hilde Hoff an der Universität Münster unter und mit jungen Menschen studiert.

Nur ein paar Scheine...

Vielleicht spornte der jugendliche Ehrgeiz der jüngeren Kommilitoninnen und Kommilitonen auch zusätzlich an: Auf jeden Fall wurden die Leistungsnachweise mehr und mehr, und mit der Zeit habe sich das "zusammengeläppert". Pro Semester besuchte Hilde Hoff eine Veranstaltung je Fach und schließlich ergab es sich mehr zufällig, dass sie alle Anforderungen für einen Studienabschluss erfüllt hatte. Warum sich dann nicht an die Abschlussarbeit wagen? Sie nahm die Herausforderung an, trotz einiger Bauchschmerzen: "Vor den Prüfungen hatte ich fürchterliche Hemmungen, aber als es dann zur Sache kam, da ging es. Da wollte ich fertig werden. Ich hatte den richtigen Schwung." Sie schrieb ihre Arbeit über das Thema "Fernsehen und Literatur. Ein Beitrag zur

Kunstszene" und legte in ihren drei Fächern mündliche Prüfungen ab. Ein einziger Vorzug wurde ihr dabei gewährt: Sie brauchte nicht alle Prüfungen in einer Woche zu absolvieren, wie normalerweise üblich, sondern begann im Oktober 2001 mit ihrem Hauptfach. Im Februar 2002 folgten die Fächer Kunstgeschichte und Germanistik.

Studienabschluss mit "gut"

Das Wagnis sollte belohnt werden: Am Ende stand im Magisterzeugnis ein "gut" als Gesamtnote. In der Abschlussfeier gab es vom Dekan der Philosophischen Fakultät, Professor Dietrich Thränhardt, und vom Direktor des Instituts für Kommunikationswissenschaft, Professor Siegfried J. Schmidt, neben Blumen und der Magistra-Urkunde, ein Extra-Lob für die bemerkenswerte Leistung der 80-jährigen. Etwas hatte sie in dem ganzen Trubel aber vergessen: "Viele der jungen Leute hatten zur Abschlussfeier für die Absolventen ihre Eltern eingeladen. Eltern habe ich ja nicht mehr, aber ich habe gar nicht daran gedacht, dass ich vielleicht Verwandte hätte mitbringen können", bedauert sie rückblickend. Jede Menge Selbstbewusstsein habe ihr der Magisterab-

schluss gegeben, freut sich die Münsteranerin. "Denn ein paar Hürden bringt das Alter schon mit sich." Zum Beispiel, dass einen das Gedächtnis mehr und mehr im Stich lasse. Geschichte hätte sie auch gerne studiert, aber die vielen Zahlen, die hätte sie sich nicht merken können. Ansonsten war Hilde Hoff, die auch körperlich noch fit ist, zwei Mal am Tag Gymnastik macht, für alles gerüstet. Sogar kopieren hat sie noch gelernt. Deswegen würde sie auch denselben Weg noch einmal gehen: "Das Studium hat mir so viel gegeben, alles war neu, wichtig, interessant für mich. Gerade Kommunikationswissenschaft ist reines Universitätswissen, das lernt man ja in der Schule nicht." Eine entscheidende Begleiterscheinung zu den Erkenntnissen sei gewesen, "dass einem manches von früher wieder einfällt, was wichtig ist."

Hilde Hoff bleibt der Universität treu

Auch nach dem Abschluss kehrt Hilde Hoff der Universität nicht den Rücken, sondern macht "genau dasselbe weiter, aber nicht mehr so heftig." Denn dass das Training der grauen Zellen im Alter wichtig bleibt, davon ist sie überzeugt: "Man muss sich als alter Mensch geistig fit halten. Hier im Altenheim sind viele, die altersbedingt verwirrt sind und das möchte ich vermeiden." Auch als Magistra besucht sie weiterhin zwei Lehrveranstaltungen in der Woche: "Ich führe mein Studium fort, als ob ich einen Doktor machen würde. Aber das ist zeitlich wohl nicht mehr möglich." Denn mittlerweile, davon scheint Hilde Hoff überzeugt, ist selbst sie zu alt zum Promovieren. Doch wer weiß, vielleicht "läppern" sich ja auch dieses Mal die Leistungsnachweise wieder zusammen und in einigen Jahren sitzt eine Mittachtzigerin an ihrer Doktorarbeit...



Hilde Hoff hatte sich eigentlich nur geistig ein wenig fit halten wollen. Am Ende stand die Verleihung der Magistra-Urkunde durch Prof. Dietrich Thränhardt, Dekan der Philosophischen Fakultät (rechts) und Prof. Siegfried J. Schmidt, Direktor des Instituts für Kommunikationswissenschaft.

Sandra Kaupmann

••••• Rezensionen •••••



Katja Kullmann: Generation Ally. Warum es heute so kompliziert ist, eine Frau zu sein. Eschborn Verlag, Frankfurt am Main 2002.

Ein neuer Trend ist erkennbar in Film, Fernsehen und Literatur: Das Superweib ist out, Bridget Jones und Ally McBeal sind in. Im Gegensatz zu Hera Linds Superweib handelt es sich bei den neuen Heldeninnen um Frauen, die nicht spielerisch Kind, Karriere und Partnerschaft meistern, sondern um unzufriedene und etwas ungeschickte Singles, die eigentlich einen Mann fürs Leben suchen - wie eben die Schokolade zum Frühstück essende Bridget Jones und die neurotisch-egozentrische Fernsehanwältin Ally McBeal. Die Journalistin Katja Kullmann springt auf diesen publizistischen Zug auf und versucht in ihrem Buch „Generation Ally“ (für Kullmann sind das Frauen der Jahrgänge 1965 bis 1975), die Frage zu beantworten, „warum es heute so kompliziert ist, eine Frau zu sein“ – so der Untertitel.

Kullman beschreibt in den ersten Kapiteln sehr anschaulich und anekdotenreich eine typische Mittelschichtskindheit in den achtziger Jahren und die darauffolgende Zeit des Studiums bis hin zum Eintritt ins Berufsleben. In weiteren Kapiteln widmet sie sich Themen wie dem Diktat des Lifestyles, Kindern als sogenannte Karrierekiller, schildert Erfahrungen aus dem Singledasein oder aus dem alltäglichen Zusammenleben mit einem Partner und geht in einem letzten Kapitel auf gesamtgesellschaftliche Trends wie etwa das Verona-Feldbusch-Phänomen ein.

Kullmann entwirft in ihrem Buch ein dichtes Netz aus Eigenschaften und

Ansichten, die – aus ihrer Sicht – die Generation Ally ausmachen. Diese Frauen sind als Kinder von Alt-68ern im Widerspruch zwischen politischem Anspruch und kleinbürgerlicher Realität der Eltern groß geworden und haben politischen Veränderungswillen als oberflächlich und vordergründig entlarvt. Dies führt in der Generation Ally zu einem Widerwillen gegenüber politischen Bewegungen und Kollektivierungstendenzen und hin zu einem Trend der egozentrischen Individualisierung. Der Wille, sich immer von der Masse abzuheben, bedingt das Aufspringen auf Lifestyletrends und die Konzentration auf die eigene berufliche wie private Entwicklung. Aber gerade hier geraten Frauen schnell in eine Sackgasse, die zu Gefühlen persönlichen Versagens führt. Denn trotz hervorragender Ausbildung verrichten Frauen den größten Teil der Haus- und Familienarbeit, geraten überdurchschnittlich häufig auf Teilzeitstellen ins berufliche Abseits und verdienen in der Regel weniger als Männer.

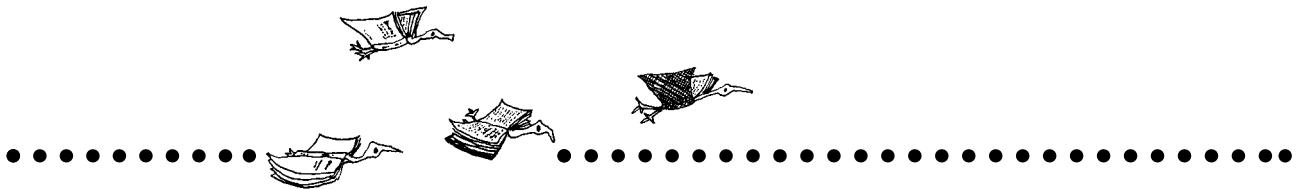
Dies alles sind sicherlich keine neuen Erkenntnisse. Zudem greifen Kullmanns Lösungsvorschläge häufig zu kurz. Ihre Forderung, den Bezug auf das eigene Leben zu reduzieren und stärker solidarisch an einem Strang zu ziehen, um politische und gesellschaftliche Veränderungen auf den Weg zu bringen, wirkt nicht sehr erfolgversprechend, wenn man ihre These teilt, dass die Generation Ally gerade durch die Ablehnung dieses Weges definiert wird. Simple Beschwörungen werden daran kaum etwas ändern. Zum anderen ist Kullmanns Annahme, dass die Vertreterinnen der Generation Ally trotz der unterschiedlichen

individuellen Erfahrungen vieles gemeinsam haben – und sich ‚Studentenbissigkeit‘ daher nicht lohnt – schlichtweg falsch. Denn die Autorin charakterisiert diese Frauen als Angehörige der Mittelschicht, die hochqualifiziert sind und einem sehr gut bezahlten Beruf nachgehen. Die Mehrheit der Frauen aus den Jahrgängen 1965 bis 1975 hat aber nicht studiert, keinen Spitzenjob und wird sich weder in diesem Buch wiederfinden noch mit den eher plumpen Lösungsvorschlägen etwas anfangen können.

Gemessen an der Analyse der Geschlechterverhältnisse sind sowohl der Ansatz als auch die Argumentation wenig überzeugend. Wer aber eine Angehörige dieser Geburtsjahrgänge ist und ein Buch für einige kurzweilige Stunden sucht, findet hier heitere Unterhaltung rund um Kajagoogoo, Roller Skates und Beverly Hills 90210. Und vielleicht schreibt irgendjemand einmal ein Buch über die Generation der GenerationsbücherautorInnen.

Kirstin Krummheuer





Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer (Hg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik.

Verlag Westfälisches Dampfboot. Münster 2001.

“Geschlechter Gesellschaft” Zur sozialen Verortung der Geschlechter in Gesellschaftstheorien

Bislang existierten in der Soziologie feministische Geschlechterforschung und eine allgemeine Gesellschaftstheorie. Dem ehrgeizigen Ziel, dieses Nebeneinander zu beenden und beide aufeinander zu beziehen, haben sich in dem vorliegenden Sammelband zwölf namhafte Soziologinnen gewidmet. In *Soziale Verortung der Geschlechter* tun sie dies auf zweierlei Arten: Die einen filtern das Potenzial für Gesellschaftskritik nach bestimmten Schwerpunkten heraus, wie z. B. Modernisierung und Globalisierung. Die anderen nehmen sich die einflussreichen Theorien – von Marx, Arendt, Adorno, Elias, Foucault, Luhmann bis zu Bourdieu – im Hinblick auf ihre Erklärungskraft für die Kategorie “Geschlecht” vor.

Gender-Mainstreaming?

Zentrales Anliegen des Bandes ist es, die deutsche Frauen- und Geschlechterforschung endlich aus ihrem Bindestrich-Dasein in der Soziologie zu befreien und sozusagen von einer Außenseiter- zu einer Mainstream-Soziologie zu machen. Denn Geschlecht als “zentrales Differenzierungs-, Strukturierungs-, Stratifikations- und Herrschaftsprinzip” könne in einer Gesellschaftstheorie nicht länger unberücksichtigt bleiben oder als ein bereits veralteter feministischer Anspruch gelten. Seit der Infragestellung des feministischen Subjektes “die Frau” durch die US-amerikanische Philosophin Judith

Butler seit Beginn der 1990er Jahre ist ein solcher Anspruch selten formuliert worden. Mit der

Diskussion um poststrukturalistische Ansätze und dekonstruktivistische Theorie, aber auch durch die Berücksichtigung linguistischer und philosophischer Standpunkte, vollführt die Geschlechterforschung seitdem einen permanenten Spagat: zwischen normativ-politischer Kritik und selbstkritischer Reflexivität.

Dass das – im Sinne einer vital gebliebenen feministischen Kritik – auch gut so ist, kann z. B. Gudrun Axeli Knapp zeigen. Knapp vertritt in ihrem einleitenden Aufsatz die These, dass mit der postfeministischen Pluralisierung “kein Abschied vom Geschlecht” stattfände, sondern vielmehr eine Verschiebung und neue Problematisierung beobachtbar sei. Nach einer überfälligen begrifflichen und inhaltsanalytischen Klärung diskutiert sie drei grundlegende Linien der aktuellen Debatte der Geschlechterforschung: die Individualisierungsdiskussion, die poststrukturalistisch dekonstruktivistischen Ansätze und die “Achsen der Differenz”.

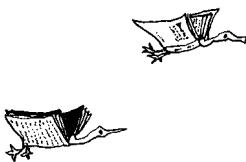
Modernisierung und Globalisierung im Fokus

Nach der programmatischen Einleitung von Gudrun-Axeli Knapp greift Brigitte Aulenbacher in ihrem Beitrag die Frage auf, ob sich Modernisierungstheorie und feministische Theorie notwendigerweise ausschließen. Die Mehrdimensionalität von Geschlechterverhältnissen ist zentrales Thema in Helga Krügers Auseinandersetzung mit dem Institutionenansatz. Gleches gilt für Maria Mies, die im Jargon des klassischen Feminismus den von ihr in den 1970er Jahren mit entwickelten Sub-

sistanzansatz thematisiert. Diesen diskutiert sie in Verbindung mit dem alten Thema “Hausfrauenarbeit” und dem aktuellen Phänomen der “Globalisierung”. Dabei beleuchtet sie den Zusammenhang der Ausbeutung von Hausarbeit, ökonomischen Kolonien (Asien, Afrika, Südamerika) und Naturressourcen in den Industrieländern. Die Perspektive liegt für Mies in einer nicht-wachstumsorientierten, nicht-kolonialen, nicht-patriarchalen, nicht-ausbeuterischen Wirtschaft und Gesellschaft und ihrem Prinzip der Subsistenz, d.h. einer Wiedererlangung der Kontrolle über Land, Wälder, Ressourcen, Wasser, Arbeitskraft, Kultur und Wissen.

Von Luhmann bis Bourdieu

Diese ersten Beiträge des Sammelbandes kreisen um die Großthemen Sozialstruktur, Modernisierung und globale Ausbeutung. Ebenfalls spannend sind die folgenden Aufsätze, die sich mit den oben genannten Theoretikern auseinandersetzen. Dabei fällt Ulrike Teubners Untersuchung der sozialen Ungleichbehandlung der Geschlechter im Rahmen der Systemtheorie Niklas Luhmanns skeptisch aus. Denn Luhmann deklariert die Unterschiede zwischen Frauen und Männern als ungeeignet für eine wissenschaftliche Reflexion. Ergiebiger ist Regina Becker-Schmidts Auseinandersetzung mit Theodor W. Adorno. Becker-Schmidt betont den bei Adorno zentralen Zusammenhang von Erkenntnis- und Gesellschaftstheorie. Ihr geht es bei der Frage nach sozialer Ungleichheit darum, die Verschränkung der Prozesse der Desintegration zu erklären. Denn diese Prozesse drücken sich nach ihrer Ansicht in Form mangelnder kultureller Anerkennung und sozial ungerechter Umverteilung aus. Der Rekurs auf



Historie einerseits und gesellschaftliche Verhältnisse andererseits ermögliche es, „Anerkennung“ und „Umverteilung“ in sozialen Benachteiligungen zu gewichten. Becker-Schmidt kommt zu dem Ergebnis: Um soziale Ungleichheit zu analysieren, braucht es eine historische und räumliche Verortung sowie einen Gesellschaftsbegriff.

Die Wichtigkeit der historischen Perspektive heben auch Gabriele Klein und Katharina Liebsch unter Bezug auf die Arbeiten von Norbert Elias hervor. Machtveränderungen in der Gesellschaft hätten, so Elias, Auswirkungen auf das Verhalten und die Affekte der Menschen und somit auf die Machtbalance der Geschlechter. Mit dem Problem der Macht beschäftigt sich auch Hannelore Bublitz. Dies geschieht in Anlehnung an Michel Foucaults machttheoretische Überlegungen. In ihrer historischen Rekonstruktion macht Bublitz deutlich, wie verschiedene gesellschaftliche Regulierungsprozesse verbunden werden und zugleich „vermassende und individualisierende“ Effekte besitzen. Sie geht hierbei über Foucaults Beschreibung des „Sexualitätsdispositivs“ hinaus, das die Verbindung von Wissen und Macht, eine Verschränkung der Regulierung der Gesamtgesellschaft und den Bedingungen der Subjektkonstitution erläutert. Bublitz stellt die These von der Existenz eines „Geschlechterdispositivs“ auf. Geschlecht wird demnach „als Effekt eines Geschlechtswissens“ hervorgebracht.

Dass sich die Mainstream-Soziologie dem Thema Macht unter Bezugnahme auf die Kategorie Geschlecht

bislang nur unzureichend genähert hat, und damit die genannte wissenschaftliche Selbstreflexion vermissen ließ, zeigt auch Beate Krais in ihrem Aufsatz zur Theorie Pierre Bourdieus. Unter Verweis auf die alltägliche interaktive Herstellung („doing gender“) sowie auf die machtvolle strukturelle und institutionelle Einlagerung von Geschlecht, wendet sich Krais gegen die in der deutschen Soziologie immer noch verbreitete Vorstellung quasi-natürlicher Geschlechterrollen.

Widersprüchliche Vielfalt

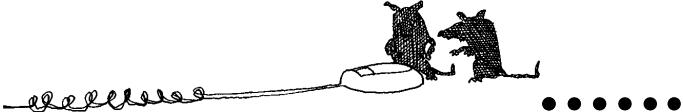
Die Stärke des Bandes liegt vor allem in der Vielfalt der nebeneinander gestellten Ansätze. Dies macht die Aufsatzsammlung sowohl für Einsteigerinnen und Einsteiger wie auch für Expertinnen und Experten der Gender-Studies empfehlenswert. Das Fehlen eines Autorinnenverzeichnisses wird durch umfangreiche und aktuelle Literaturlisten ausgeglichen. Diese verweisen auf die Forschungs- und Theorietätigkeit der jeweiligen Autorin und geben wertvolle Hinweise für eine intensivere Auseinandersetzung mit dem hochkomplexen Fachvokabular. Am Beginn jedes Beitrages führt zudem die Rezeptionsgeschichte der jeweiligen Theoretiker kompetent in das Thema ein. Allerdings bleibt diese Vielfalt der Beiträge leider unkommentiert. Auf eine abschließende, zusammenführende Positionierung wird ebenso verzichtet wie auf eine Herausarbeitung der Widersprüche zwischen den verschiedenen Zugängen der Autorinnen. Diese zeigen sich z. B. in Mies‘ Betonung der Autonomie im Gegensatz zu Regina

Becker-Schmidts Bemühungen, die Ideologie von „Autonomie“ als historisches Produkt des aufgeklärten Bürgertums zu enttarnen.

Offen bleibt auch, ob es sich im Rahmen einer soziologischen Gesellschaftstheorie nicht auch lohnen würde, über den deutsch-europäischen oder nordamerikanischen Tellerrand hinauszublicken und z. B. *postcolonial* Überlegungen sowie *queer-politics* in theoretische Be trachtungen mit einzubeziehen. Auf diesem Weg hätten, über die traditionell diskutierte Verbindung des soziologischen Themas „Arbeit und Geschlecht“ hinaus, auch familiäre Beziehungen, Sexualität, Alter, Kultur, Körper stärker in den Blick genommen werden können.

Elisabeth Tuider / Jens Kastner





<http://www.genderforum.uni-koeln.de/>

Der Klick auf diesen Link führt zu einer neuen Online-Zeitschrift, die sich der interdisziplinären Frauen- und Geschlechterforschung widmet. Das elektronische Magazin "gender forum" erweitert das Angebot der bekannten Literaturdatenbank *gender Inn* an der Universität Köln. Als Herausgeberin zeichnet die Anglistikprofessorin Beate Neumeier verantwortlich, eine Expertin für postkoloniale und interkulturelle Themen. Die Artikel werden in englischer Sprache veröffentlicht. Die erste Ausgabe vom Januar 2002 firmiert unter der Überschrift "gender realisations", die zweite vom Juni 2002 widmet sich dem Oberthema "Mediating Gender". Ein Rezensionsteil und ein Diskussionsforum ergänzen das Angebot.

<http://www.uni-kiel.de/zif/symp.htm>

"Gender – from costs to benefits" lautet der Titel des 6. Symposiums für Geschlechterforschung der Universität Kiel, das vom 15. bis 17. November 2002 tagte. Im Zentrum stehen wirtschaftliche Aspekte des gendering. Das Programm wirbt zum einen mit Plenumsvorträgen renommierter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, darunter Jutta Allmendinger, Dana M. Britton, Robert W. Connell und Agneta Stark. Zweiter Schwerpunkt der Veranstaltung sind die thematischen Sektionen - Arbeitsmarkt, Führung, Globalisierte Wirtschaft und Soziale Kosten - alle jeweils unter der gender-Perspektive. Diskutiert werden Fragen wie: Was kostet es, wenn Frauen genauso viel verdienen wie Männer? Wie nützlich sind geschlechtsspezifische Aufgabenverteilungen? Wie teuer ist es, auf das Führungspotential von Frauen zu verzichten?

http://europa.eu.int/comm/employment_social/equ_opp/index_de.htm

Eine komplizierte Adresse für ein engagiertes Projekt: Diese Webseiten informieren über das Gleichstellungsprogramm der EU, das in der Laufzeit von 2001 bis 2005 fünfzig Millionen Euro für Gleichstellungmaßnahmen bereitstellt. Während die Auswahl der Projekte zum Thema "Vereinbarkeit von Familie und Beruf" in diesem Jahr bereits stattgefunden hat, werden Anträge für die kommenden Schwerpunkte noch entgegengenommen (2003: "Gleichstellung in Entscheidungsprozessen", 2004 "Geschlechterrollen und Stereotypen"). Die jeweils 15-monatigen Maßnahmen zielen auf transnationalen Informationsaustausch, den Vergleich der Wirksamkeit von Prozessen sowie die Weiterentwicklung von Projekten zum jeweiligen Aktionsschwerpunkt durch Veranstaltungen, Veröffentlichungen und Austausch von Personal. Einzelpersonen ist eine Antragstellung nicht möglich, aufgefordert sind hingegen NGOs, transnationale Netze von lokalen Behörden oder Organisationen der Gleichstellungs- politik.

<http://www.uni-frauen.de>

Auf dieser im Juli 2002 online gestellten Website wurde ein neues Internetportal für Frauen an Universitäten eingerichtet. Initiatorin ist die Frauenbeauftragte der Universität des Saarlandes. Einige der Inhalte richten sich daher speziell an Angehörige dieser Universität, die meisten sind jedoch auch von bundesweitem Interesse. Die vielfältigen Informationen über Veranstaltungen, Gesetze, Jobsuche, Stipendien und Frauenstudiengänge betreffen nicht nur Studentinnen und Akademikerinnen, sondern auch nichtwissenschaftliche Mitarbeiterinnen in der Verwaltung und in technischen Berufen. Ein weiterer Schwerpunkt gilt der Vereinbarung von Familie und Beruf. Das Info-Portal soll durch die Einbindung vieler Fachfrauen zu einer ständig wachsenden Datenbank ausgebaut werden.

<http://www.u-netz.de>

Wer nach dem Studienabschluss die Gründung eines eigenen Unternehmens plant, kann sich auf diesen Seiten informieren und an Vorbildern orientieren. Das Virtuelle Unternehmerinnenforum bietet als Kernstück eine Datenbank über Unternehmen in Frauenhand. Darüber hinaus werden einzelne Firmen porträtiert und die "Unternehmerin des Monats" vorgestellt. Die Initiatorinnen berichten über Messen und Tagungen, geben Lesetipps, verweisen auf Mentoringprojekte und fördern die Vernetzung von Unternehmerinnen. Fazit: eine sehr informative und motivierende Internet-Adresse für potentielle Neugründerinnen.

Christiane Streubel



Am 25. April 2002 öffneten sich anlässlich des bundesweiten "Girls' Day – Mädchenzukunftstag" für Schülerinnen die Türen von Werkstätten, Labors und Vorlesungssälen. Hinter diesem sperrigen Veranstaltungsbegriff verbirgt sich das Anliegen, den Anteil junger Frauen in naturwissenschaftlich-technischen Studiengängen und Berufsfeldern zu erhöhen. Viele hundert öffentliche Institutionen und private Unternehmen nutzten diese Gelegenheit, um Schülerinnen der Klassen fünf bis zehn praxisnah über Berufe zu informieren, in denen Frauen bislang noch eine Ausnahmeherrscheinung sind. Die Gleichstellungsbeauftragte der Universität Münster lud an diesem Tag Schülerinnen zu einer Informationsveranstaltung in den Festsaal der WWU. Zwanzig junge Frauen kamen der Einladung nach und verfolgten zunächst die Ausführungen von Ger-

hard Gehrke, dem Ausbildungsleiter für die handwerklich-technischen Berufe. Eine Auszubildende der Universität ergänzte die nüchternen Daten und Fakten, indem sie ihre Arbeit im Physiklabor der WWU beschrieb. Dr. Marianne Ravenstein informierte im Anschluss über die technisch-naturwissenschaftlichen Studiengänge der Universität und stieß mit diesem Angebot einer Studienberatung im kleinen Kreis auf reges Interesse. Damit die Praxis nicht zu kurz kam, besuchten einige Schülerinnen die Ausbildungsstätte der angehenden Physiklaborantin; andere recherchierten in dicken Vorlesungsverzeichnissen die Lehrveranstaltungen ihrer Wunschstudiengänge, denen sie einen Besuch abstatte wollten. Weitere Informationen zum Girls' Day finden sich unter <http://www.girls-day.de/>.

Kirstin Krummheuer

Geos take off Frauen zeigen ihren Weg – Frauen finden ihren Weg

Unter diesem Motto hat der Fachbereich Geowissenschaften im Wintersemester 2002/03 (FB 14) eine Fortbildungsveranstaltung angeboten. Sie richtete sich an Frauen, die eine berufliche Orientierung suchen, z. B. Studentinnen im Hauptstudium, Diplomandinnen und Doktorandinnen. Gemäß dem zweiteiligen Motto wurden zwei sich ergänzende Einheiten angeboten.

Frauen zeigen ihren Weg

In einer 6-teiligen Vortragsreihe stellten Frauen, die ihren Abschluss im FB 14 gemacht haben, ihren persönlichen Weg ins und im Berufleben vor. Was hat ihnen geholfen, worauf hätte mehr geachtet werden müssen, welche Qualifikationen sind förderlich gewesen, wie werden Familie, Kinder und Beruf vereinbart oder wie gehen sie mit dem (bewussten) Verzicht auf Kinder um? Nach einem 30-minütigen Vortrag wurde dem Auditorium viel Zeit gegeben, individuelle Fragen an die Referentinnen zu richten. Um der Breite der Abschlüsse im FB 14 gerecht zu werden, wurden Vortragende aus den Bereichen Geoinformatik, Geographie, Geologie/Paläontologie sowie Landschaftsökologie gewonnen.

Frauen finden ihren Weg

Neben der Vortragsreihe wurde von Frauen & Beruf, Regionalstelle Münster ein 8-wöchiges Begleitseminar veranstaltet. Dort könnten die bis zu 16 teilnehmenden Frauen ihre Wünsche und Hoffnungen sondieren, um auf dieser Basis ein eigenes Konzept zur Berufsplanung zu entwickeln. Darüber hinaus wurden Informationen zur Arbeitsmarktlage, Wege in die Selbstständigkeit, Hilfen bei der Studiumsplanung (Ausland, Praktika, Diplom-/Doktorarbeit) gegeben und die Bereiche Zeitmanagement, Förderung des Selbstbewusstseins u. v. a. angesprochen. Die beruflichen Möglichkeiten, persönlichen Wünsche und karrierebezogenen Erwägungen der Teilnehmerinnen wurden individuell berücksichtigt. Im Falle einer großen Nachfrage ist geplant, bald ein weiteres Wochenendseminar anzubieten.

Die Veranstaltung wurde mit Fördermitteln des universitätseigenen Frauenförderprogramms der WWU Münster finanziert. Konzeption und Organisation oblagen dem Gleichstellungsausschuss des FB 14, der hiermit einen Baustein des Frauenförderplans des Fachbereichs Geowissenschaften umsetzte.

Kontakt:

*Dr. Carola Bischoff
Robert-Koch-Str. 26, Zimmer 331
Telefon: 0251/83-33916
E-Mail: fritsch@uni-muenster.de*

Das Programm:

- 05.11.2002: Dipl.-Geologin Dr. Marion Schulte, Vormann GmbH & Co KG / Nottuln
- 12.11.2002: Helga Kreft-Kettermann, Amt für Stadt- und Regionalentwicklung / Münster
- 19.11.2002: Dipl.-Geographin Elisabeth Oechtering (Landschaftsökologie), Umweltbehörde Freie Hansestadt Hamburg / Hamburg
- 26.11.2002: Dipl.-Geographin Daniela Möller-Peck, Denkanstoß - Tourismustraining und -consulting / Bad Oeynhausen
- 03.12.2002: Dipl.-Geologin Ulrike Stottrop, Ruhrlandmuseum / Essen
- 10.12.2002: Dipl.-Geographin Dagmar Scheifinger (Geoinformatik), con terra GmbH / Münster

Dr. Heike Bantel von der Medizinischen Klinik B des Universitätsklinikums Münster erhielt von der "European Society of Clinical Microbiology and Infectious Diseases" einen mit 11.500 Euro dotierten Nachwuchsforscherpreis. Ausgezeichnet wurden ihre Arbeiten über immunologische Prozesse bei der Hepatitis C Virusinfektion.

Prof. Dr. Karin Böllert vom Institut für Sozialpädagogik, Weiterbildung und Empirische Pädagogik der Universität Münster wurde in das Präsidium des neu gegründeten Erziehungswissenschaftlichen Fakultätentages gewählt.

Dr. Gabriele Broll, Akademische Oberrätin am Institut für Landschaftsökologie der Universität Münster, wurde zur Professorin an der Hochschule Vechta ernannt.

Dr. Christiane Frantz vom Institut für Politikwissenschaft hat ein Habilitationsstipendium aus dem Lise-Meitner-Programm erhalten.

Prof. Dr. Susanne Klumpp von der Universität Marburg wurde zur Professorin für das Fach "Pharmazeutische Chemie" am Institut für Pharmazeutische und Medizinische Chemie des Fachbereichs Chemie und Pharmazie der Universität Münster ernannt.

Prof. Dr. Marianne Krüger-Potratz, Leiterin der Arbeitsstelle für Interkulturelle Pädagogik der Universität Münster, wurde in den Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft gewählt.

Dr. Susanne Homölle, wissenschaftliche Assistentin am Institut für Kreditwesen der Universität Münster, erhielt ein Habilitationsstipendium aus dem Lise-Meitner-Programm.

Dr. Elke Mildenberger, wissenschaftliche Assistentin am Institut für Kriminalwissenschaften der Universität Münster, hat ein Habilitationsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft bekommen.

Dr. Ursula Sauer-Schiffer, Privatdozentin, wurde zur Universitätsprofessorin (C3) für das Fach "Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Erwachsenenbildung/Außerschulische Jugendbildung" am Institut für Sozialpädagogik, Weiterbildung und Empirische Pädagogik der Universität Münster ernannt.

Dr. Saskia Wendel, wissenschaftliche Assistentin und Privatdozentin am Seminar für Philosophische Grundfragen der Theologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster, wurde zur Hochschuldozentin ernannt.

Quelle: upm - Mediendienst der Universität Münster



• • • • • Die Letzte • • • •

Kolumne von Ella Sundström

Eine neue Kolumne. Überflüssig denkt sich die ungeneigte Leserin. Ganz gewiss. Dafür da, von gruseligen Alltagssorgen ein wenig abzulenken. Nicht mehr und nicht weniger. Ungefähr auf dem Niveau von "Das Schnelle Blättchen", "Galant" oder so. Oder noch schlimmer. Nur halt ein bisschen für Akademikerinnen, oder solche, die es werden wollen. Aufgemotzt mit einem Fremdwort hier und da, aber nur wenn ich Lust hab'. Ich wollte nicht schreiben. Aber ich bin arbeitslos. Und eine geneigte Freundin, selbst Akademikerin, meinte: "Mach doch einfach mal." (Pfui) Nun also die erste Kolumne dieses ehrenwerten Heftes, die da heißen möge:

Das Seminar als Seminar

Ein Ort der Stille, der inneren Einkehr, der inneren Leere fast, ist ja auch das Seminar. Dies ist der Ort, von dem manche behaupten, nirgendwo sonst könne man sich zwischen halbverdautem Mensaessen und Nachmittagskaffee so gut und effektiv entspannen. Dies ist auch beinahe unabhängig von angekündigtem Titel oder Leiterin, von Inhalten möchte manche kaum sprechen. Wie garstig von mir dies so auszudrücken! Dabei sollte die Studentin im Seminar doch die Möglichkeit erhalten, sich auf einer tieferen Ebene mit den Inhalten ihres Studiums auseinander zu setzen. Dies ist eigentlich auch der Ort, an dem eine mal die selbständige Formulierkunst üben könnte. Oder sollte. Angeregte Diskussionswolken müssten durch die Hallen der Bildungsstätte wabern, Ausbrüche von klugem Denken in kühne Worte gefasst werden. Aber dem ist nicht so. Die Jugend ist reizüberflutet und computerspiel-geschädigt und maulfaul. Ich darf das sagen, denn vor längerer Zeit habe auch ich Seminare besuchen müssen. "Na, da fangen Ihre Gehirne bestimmt mächtig an zu knarren", meinte denn auch mal ein Professor als er die Folie mit den Referatsthemen für ein Seminar falsch herum auf den Overhead-Projektor legte. Ulzig ist die Formulierung "zum Knarren bringen" schon, aber angesichts der Themenauswahl knarrte bei mir gar nichts. Es handelt sich wohl um ein Problem auf beiden Seiten. Das Angebot ist nicht wirklich spannend, selbst wenn es spannend wäre, wäre es ja eben doch nur das soundsovielte Referatsthema, das eine eben bearbeiten müsste um eben den Schein zu wahren und zu bekommen. Jetzt schütteln alle traurig den Kopf und sagen: "Jaja, wo sie Recht hat da hat sie Recht, aber was soll man tun. Ein Hochschulreform, ja das wär' was Feines..." Um dies noch zu unterstreichen, lege ich Anschauungsmaterial vor, das zeigt, worunter die Seite der Studentinnen dann doch zu leiden hat. Das ist die Liste der Referatsthemen eines Soziologieseminars für ein 4. Semester:

Datum	Thema
5. 10.2002	Verteilung der Referatsthemen
12. 10.2002	Das Stirnrunzeln als Ausdruck der Tendenz zu transzendentem Verhalten bei 17-23jährigen GymnasialschülerInnen in Oberbayern
19. 10.2002	Intentionen der Klassenübergreifenden Mathematik, Didaktik und Grundlagenforschung
26. 10.2002	Mathematik bei Naturvölkern I
2. 11.2002	Mathematik bei Naturvölkern II
9. 11.2002	Poststrukturalistische Ansätze zur Geschlechterdebatte aus der Sicht islamischer Kindergartenrinnen
17. 11.2002	Naive Malerei als unrealistischer Spiegel einer nicht objektivierbaren Gesellschaftskritik an der Grundschulreform
24. 11.2002	Fällt aus
1. 12.2002	"Ich bin kein Alt-68er", Abgrenzungsversuche von mittelalten Hauptschulpädagogen
8. 12.2002	Fällt aus
15. 12.2002	Klausur

Diese Liste ist natürlich fiktiv.



Ein weiteres Problem ist, dass besonders in den ersten Semestern viele Studentinnen nicht wirklich gut frei sprechen, anschaulich formulieren und lesbare Folien herstellen können. Ich besuchte mal ein Psychologie-Seminar zum Thema "Physiologische Grundlagen der Wahrnehmung", in dem ein Kommilitone es schaffte, nicht weniger als 37 Folien in knapp 45 Minuten aufzulegen. Und das Thema seines Vortrags war nicht die Reizüberflutung des menschlichen Gehirns! Außerdem sprach er zu schnell und spuckte. Offiziell spucken durfte ich übrigens auch einmal. In einem Seminar, dass sich ein Semester lang mit verschiedenen Typen der Stressverarbeitung beschäftigte. Da mussten alle Referierenden vor und nach dem Referat in ein kleines Glasröhrchen spucken. Dann durfte irgendeine arme wissenschaftliche Hilfskraft die Spucke auf die Konzentration von Stresshormonen hin untersuchen und hinterher kam raus, dass wir entweder Stress vermeiden und unterdrücken oder übertrieben und ausagieren wollten. Ich wollte damals vermeiden und unterdrücken.

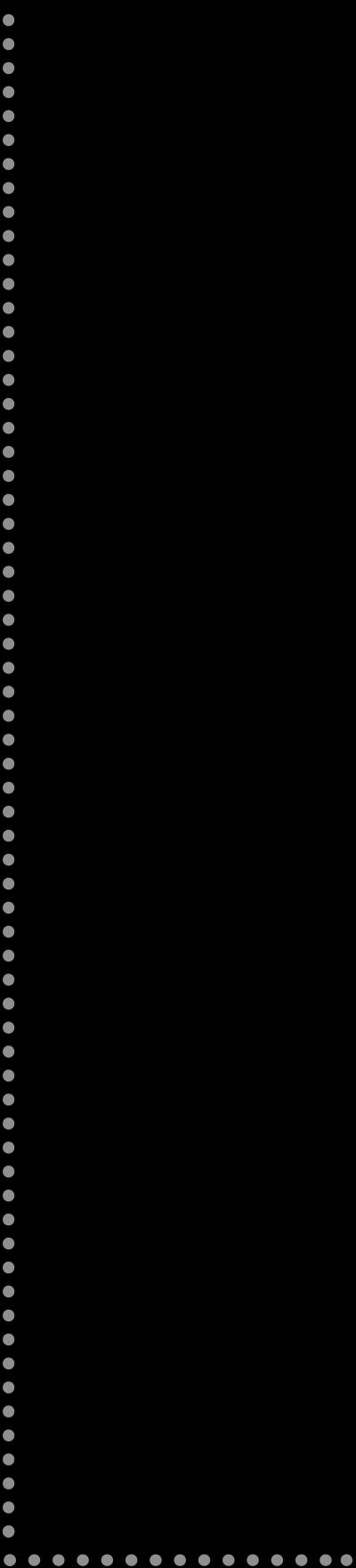
In der Psychologie ist es ja überhaupt während der ersten 4 Semester so, dass man eigentlich Statistik, Biologie und Physiologie sowie Komische Tests studiert. Ich habe mir sagen lassen, dass die meisten Psycholiestudentinnen sich mindestens 4x mal pro Woche fragen "Warum studier' ich das bloß?". Dieser Gedanke wird nur hier und da von einem anderen, auch häufig vorkommenden Gedanken gestört, nämlich "Warum studiert die das bloß?" beim Betrachten einer Kommilitonin. In diesem Zusammenhang muss man auch die allgemein übliche Verdächtigung erwähnen, dass ja so ungefähr fast alle anderen dieses Fach nur gewählt haben, weil sie auf diesem Wege hoffen, die eigenen Probleme billig loszuwerden. Nur die Denkerin selber natürlich nicht.

Aber die humanistische Bildung hat uns auch gelehrt, die Hoffnung nicht aufzugeben. Neulich las ich in dem Vorlesungsverzeichnis eines befreundeten Soziologen (sic!) die Ankündigung für ein Seminar mit dem Titel: "Das gelungene Seminar oder Wie halte ich ein gutes Referat?!"

PS: Wie mein gutes, altes Lexikon mir soeben mitteilte, heißt Seminar auf lateinisch so viel wie "Baumschule, Pflanzschule". Das ist doch hübsch, tröstet und hilft, so manche ohnehin weit zurückliegende Verletzung der bildungshungrigen Seele zu vergessen.

Eure

Ella Sundström



Impressum

Wilhelmine Nr. 11
Dezember 2002
Auflage: 2.500

Herausgeberin:
Die Gleichstellungsbeauftragte der
Westfälischen Wilhelms-Universität Münster
Dr. Marianne Ravenstein

Anschrift:
Büro der Gleichstellungsbeauftragten
der WWU Münster
Georgskommende 26
48143 Münster
Tel.: (0251) 83-297 08
Fax: (0251) 83-297 00
E-mail: gleichstellungsbeauftragte@
uni-muenster.de

Redaktion:
Christiane Streubel M.A.
E-mail: streubel@uni-muenster.de

Mitarbeiterinnen dieser Ausgabe:

Sibylle Claßen
Astrid Haas M.A.
Dr. Cilja Harders
Karin Jacek M.A.
Dr. Jens Kastner
Sandra Kaupmann
Kirstin Krummheuer M.A.
Dr. Marianne Ravenstein
Dr. Elisabeth Tuider
Ilka Willand M.A.
Christine Wübbena

Illustrationen:
Juliane Grünthal

Fotos:
Astrid Haas (2)
Kirstin Krummheuer (1)
Dorothea Schmidt (2)
Christiane Streubel (13)

Layout:
Annette Gallner

Titelblatt:
Gestaltung Annette Gallner
Foto Dorothea Schmidt

Druck:
Sieweke Druck, Soest